Das Haus des Baders.

Von

August Maquet.

Deutsch von A. Kretzschmar.

Dritter Band.

Pesth, Wien und Leipzig 1858.
C. A. Hartleben's Verlags-Expedition.

Inhaltsverzeichniß.

Das Haus des Baders.

Dritter Band.

Einundzwanzigstes Capitel.

Wo Bernard von der Wirkung auf die Ursache zurückgeht.

Bei dieser Mittheilung, die ihm mit so ritterlicher Unbefangenheit gemacht ward, war Bernard so betroffen, daß er nichts antworten konnte. Er sah blos seinen Stiefvater an, wie um diesen zu fragen, ob es wahr sei.

„Mein Gott, ja, mein lieber Bernard, es ist wahr," entgegnete Bourdet. „Die Sache stand schon schlimm, als Du uns verließest. Durch die schlimme Laune des Herrn von Royers, und allerdings auch ein wenig durch die unsere, war sie noch verschlimmert."

„Aber," sagte Bernard, „Ihr mußtet doch einen haltbaren Grund haben, um zu einem solchen vollständigen Bruch zu kommen."

„Ja und nein. Wenn man sich zankt, so hat man immer einen Grund, wie Du weißt."

„Aber hatte denn vielleicht die Warnung etwas zu bedeuten, die ich Euch zeigte?"

„Ich sage nicht nein," hob der Advokat verlegen wieder an. „Indessen möchte ich doch nichts behaupten. Da aber die

Erklärungen nicht so zufriedenstellend waren, wie wir es gewünscht hätten —"

Pontis begriff, daß es Zeit war, zu interveniren; denn durch langes Umhersuchen nach Lügen, läßt man sich immer zuletzt die Wahrheit entschlüpfen.

„Das Wesentliche," sagte er, „ist, daß der Herr Capitän Hugues von Noyers Abschied genommen hat, daß der Bruch von der einen wie von der andern Seite angenommen ist, und daß Du wieder frei bist, wie vorher. So steht die Sache."

„Aber alles dies ist unglaublich," dachte Bernard, der sich wohl hütete, ein Wort hinzuzufügen.

„Und nun," setzte Bourdet hinzu, „sollte man, nach Deinem verstörten Gesicht zu urtheilen, sagen, daß Du diese Heirath bedauerst, gegen welche Du gestern noch so viel einzuwenden hattest. Dennoch bekenne ich, daß diese Einwürfe und die Schlachtopfermiene, mit welcher Du dem Glück entgegen gingest, einen wesentlichen Einfluß auf das Verhalten geäußert haben, welches von Deinem Onkel und mir im Laufe der Discussion eingehalten worden ist."

„Na, wenn er Fräulein Sylvia bedauerte," rief Pontis, „dann wäre er ein niedlicher Jüngling."

Bernard sah seinen Onkel mit so durchdringendem Blicke an, daß Bourdet sich beeilte hinzuzufügen:

„Das junge Mädchen ist angenehm, das Bündniß wäre ein ganz passendes gewesen, aber da es nun einmal abgebrochen ist, warum soll man noch davon sprechen? Freilich, wenn Bernard mit aller Gewalt wieder anknüpfen wollte, wenn er uns dazu nöthigte, wenn er sich gegen uns erklärte — dann wäre es etwas Anderes."

„Nein, nein, meine Herren," entgegnete der junge Mann, „ich will Nichts wieder anknüpfen. Ich war durch-

aus nicht verliebt — das wißt Ihr besser als irgend Jemand, aber —"

„Er findet immer noch ein Aber," sagte Pontis.

„Ich werde kein Wort mehr sagen, denn ich bin überzeugt, daß Herr von Bourdet gestern wie heute nur meine Zufriedenheit und mein Glück im Auge hatte. Dennoch —"

„Na seht — er hat auch ein Dennoch," wiederholte der Chevalier.

„Dieses werdet Ihr begreifen. Wenn ich nun diesen Damen jemals wieder begegne, welche Haltung soll ich dann beobachten?"

„Du wirst," antwortete Bourdet, „sie sehr freundlich grüßen, sich nach ihrem Befinden erkundigen und ein andermal Dich in Acht nehmen, ihnen wieder zu begegnen."

„Gut, das bezieht sich auf die Tante und auf die Nichte. Aber wie steht es mit dem Neffen, welcher mir vorkommt, als ob er sich den Schnurrbart mit etwas zu krampfhaften Geberden drehte?"

„Von diesem," sagte Pontis, „wirst Du erwarten, daß er Dich grüße. Und er wird Dich grüßen!"

„Schön, weiter wollte ich nichts wissen. Ich bin durchaus nicht neugierig."

Die beiden Schwäger wechselten einen Blick.

„Wie wäre es, wenn wir Bernard beauftrügen, Eure Freunde zu verabschieden und ihnen, wenn es sein muß, ein Diner auftragen zu lassen."

„Ueber die Hälfte sind schon fort, lieber Onkel."

„Aber die andere Hälfte?" fragte Bourdet. „Man ist ihnen um so mehr Rücksicht schuldig, als sie mehr Ausdauer bewiesen haben."

„Man entfernt mich abermals," dachte Bernard. „O, ich

werde erfahren, warum. Das sind zu viel Geheimnisse an einem einzigen Tage. Ich muß noch ein Aber wagen," setzte er laut hinzu. „Was soll ich zu jenen ausdauernden Freunden sagen, um ihnen den Bruch zu erklären?"

„O, sprich nicht von Bruch," sagte Bourdet. „Schütze ein Mißverständniß vor, einen Anfall von Nervenschwäche, den das junge Mädchen bekommen habe, oder irgend einen Stolz des Herrn von Noyers, welcher die Damen hinweggeführt."

„Sie sind nämlich nicht mehr unten," unterbrach Pontis. „Herr von Cadenet wird sie nach den Fossés geführt haben."

„Mit einem Worte, Bernard, sage was Du willst, vorausgesetzt, daß Du dadurch Niemanden compromittirst."

„Ausreden, nicht wahr? immer Ausreden?"

„Ja wohl, Bernard, ja wohl."

„Nun gut, ich will diesen Frohndienst auf mich nehmen," hob der junge Mann wieder an; „aber Ihr, meine Herren, werdet Ihr mir nicht dabei helfen?"

„Wir werden Dir in zehn Minuten nachfolgen."

Bernard entfernte sich, indem er bei sich selbst sagte:

„Es muß etwas sehr Ernstes sein, oder diese beiden besonnenen Köpfe, mein Stiefvater und mein Onkel, sind seit einer Stunde kindisch geworden."

Pontis nahm den Advokaten bei der Hand, zeigte auf Bernard, welcher kopfschüttelnd fortging und rief:

„Der läßt sich nichts weiß machen."

„Da müßte er auch sehr albern sein. Wir sagen ihm ja nichts, was einigermaßen vernünftig und glaubhaft wäre. Ihr seid entweder sehr unklug oder sehr feig," entgegnete Pontis. „Ich würde ihm Alles gesagt haben. Wie wollt Ihr, daß dieser junge Mann die Frauen kennen lerne, wenn

Ihr eine solche Gelegenheit, sie ihm kennen zu lehren, unbenutzt lasset?"

„Es liegen sehr ernste Gründe vor, welche mir den Mund verschließen."

„Aber doch mir gegenüber nicht, glaube ich, denn ich bin im Grunde genommen noch neugieriger als Bernard, und Ihr habt mir die Wahrheit versprochen."

„Ihr sollt sie erfahren, sie wird Euch erfreuen, denn sie rechtfertigt Eure Meinungen besser, als wenn Ihr sie für die Bedürfnisse Eurer Theorie über die Frauen erfunden hättet."

„Also ist es wohl gewiß, daß diese kleine Schelmin von Sylvia —"

„Mein Gott ja. Sie war vor zwei Jahren Pensionärin in dem Kloster Boissise. Keck und sich nach Freiheit sehnend, machte sie, so oft sie im Sprachzimmer erschien, hier stets irgend eine kleine Eroberung. Eines Tages traf sie hier einen gewissen spanischen Edelmann —"

„Jenen Luis Calderon Siete-Iglesias," unterbrach Pontis mit plötzlich düsterer Miene, „einen jener Banditen, die unser Land aussaugen."

„Ja, mein Bruder, einen jener Elenden," entgegnete Bourdet sehr leise, indem er die Hand des Chevaliers mit der ganzen Energie seiner Liebe zum Guten und zum Vaterland drückte. „Er ist ein schöner Mann, dieser Castilianer, Gott hat ihm diese Maske verliehen, um die scheußlichste Seele zu verbergen, welche er jemals in einem Körper eingeschlossen."

„Ich sehe, daß wir über diesen Gegenstand ganz dieselben Gedanken haben," sagte Pontis kalt. „Fahret fort; er kam also in das Sprachzimmer."

„Ja. Die Königin Mutter und der Marschall von Ancre bestimmten ihm zum Lohn für seine Bübereien ein junges,

schönes, reiches Mädchen, die ebenfalls Pensionärin in diesem Kloster war, und der Schurke, welcher den Schwierigen spielte, hatte sie vorher sehen wollen. Er fürchtete, durch Frankreich bestohlen zu werden, dieser Spanier!"

„Niemand ist mißtrauischer, als ein Räuber," sagte Pontis. „Nun in jenem Sprachzimmer —"

„Sah er zuerst das junge Mädchen, welches man ihm bestimmte. Sie war aber sehr bescheiden und schüchtern, und es lag ihr nicht viel am Heirathen, während zugleich zwei glühende Kohlen, zwei Fackeln, zwei Leuchtthürme, die Augen des Fräulein Sylvia von Noyers zugegen waren, welche zu Allem, was glänzte, zu sagen schienen: „„Heirathet doch mich!""

„Also hatte ich sie ganz richtig beurtheilt — ich bin zufrieden mit mir," sagte Pontis, indem er sich den Schnurrbart strich.

„Die Folge davon war," hob Bourdet wieder an, „daß diese Flammen die Aufmerksamkeit des Spaniers erweckten; das Mädchen war verführerisch. Er antwortete dem Feuer durch Feuer. Sie bildete sich ein, daß er nichts wünsche, als sie zu heirathen. Er that ihr zu wissen, daß dies wohl geschehen könnte, daß er aber einiger Unterstützung bedürfe. Sie gewährte ihm diese Unterstützung in hohem Grade und an einem gewissen Tage — oder vielmehr an einem gewissen Abend — gab sie ihm ein Stelldichein auf dem Rande einer steinernen Mauer, welche die Grenze zwischen den Feuillantinnen und den Spaniern bildet."

„Wie die Pyrenäen," sagte Pontis, „nur daß sie nicht ganz so hoch ist."

„Herr von Siete-Iglesias fand sich ein; anstatt aber auf

dieser Mauer zu verweilen, bewog er die Pensionärin, dieselbe zu übersteigen."

„Ich wollte darauf wetten, daß sie keinen Lärm gemacht hat."

„Leider nein. Vierzehn Tage lang war sie abwesend, und diese Abwesenheit ward von den Superiorinnen auf das Sorgfältigste verheimlicht. Man kann sich dies leicht denken, aber zwei oder drei Mitschülerinnen Sylvia's kannten das Geheimniß. Die Braut des Grafen erfuhr es zuerst, und die naiven Kinder erzählten einander ganz leise, daß Sylvia die Gräfin von Siete-Iglesias geworden sei."

„Dem lag auch etwas Wahres zum Grunde," unterbrach Pontis.

„Ja, aber nach vierzehn Tagen kam Sylvia in Begleitung ihres Bruders zurück. Er sagte, sie sei sehr krank gewesen, verwundet —"

„Wahrscheinlich war sie von jener Mauer hinabgestürzt."

„Dennoch aber beeilten sich die Damen der Feuillantinnen, sobald sie ihre Ehre einmal gerettet, sich Sylvia's zu entledigen. Sie gaben sie ihrem Bruder wieder zurück, und diesem gelang es, sie bei ihrer Tante unterzubringen, einer vortrefflichen Dame, welche glaubte, was man ihr sagte. Ihr könnt Euch leicht denken, daß, als ich Fräulein Sylvia so bescheiden, sittsam, und fortwährend an den Schürzenbändern ihrer Tante hängen sah, ich keine Ahnung von ihren Streichen haben konnte."

„O, ich hätte sie errathen!" rief Pontis.

„Ihr seid aber auch dazu förmlich geschaffen, lieber Schwager. Kurz und gut, ich hielt sie für ein Wunder von Moralität. Der Ausgang hat meine Meinung Lügen gestraft,

aber Gott sei gedankt, wir sind nun aus der Patsche heraus. Sie mag sich nun heirathen lassen von wem sie will."

Pontis verschränkte die Arme.

„Sie ist blos leichtsinnig," sagte er, „aber noch nicht schlecht. Wenn es ihr gelingt, einen Dummkopf zu finden, den sie rupfen kann, so wird sie ganz harmlos bleiben und vielleicht gut werden. Wo nicht, so steht es schlimm. Ich habe solche Frauen gekannt, lieber Schwager, die durch ihr Unglück in Furien verwandelt worden sind. Wie allerliebst aber auch Eure Geschichte sein mag, so hat sie mich immer noch nicht von dem wesentlichsten Punkte unterrichtet. — Wer hat sie Euch erzählt?"

„Ah," sagte Bourdet, sich am Barte zupfend, „das ist es eben."

„Ihr wollt es nicht gern sagen. — Nun gut, sprechen wir nicht weiter davon," entgegnete Pontis lebhaft.

„O, glaubt nicht etwa, daß ich gegen Euch nur einen Schatten von Mißtrauen habe — man hat mir aber ein Versprechen abgenommen."

„Und dieses müßt Ihr respektiren. Ich fragte auch blos, um mich von der Reinheit der Quelle zu überzeugen, aus welcher Ihr diese Wahrheit geschöpft habt. Nicht als ob ich das Mädchen rechtfertigen wollte — nein; aber es giebt auch sehr unlautere Wahrheiten, lieber Schwager."

„O, niemals war eine Quelle reiner. — Wißt Ihr, von wem ich diese Mittheilung habe?"

„Nein — wie soll ich es auch wissen, da Ihr mir es nicht sagen wollt?"

„Ich habe sie von der jungen Frau, die für den Grafen von Siete-Iglesias bestimmt war, von derselben, die, als sie nach diesem Abenteuer von der Königin Mutter den Befehl

erhielt, diesen Mann zum Gatten zu nehmen, in ihm den Entführer ihrer Mitschülerin fand."

„Aber entschuldigt, diese Mittheilungen hattet Ihr ja noch vor einer Stunde nicht — woher habt Ihr sie bekommen? Vom Himmel?"

Bourdet legte einen Arm auf Pontis' Schulter.

„Die Gräfin ist hier," murmelte er leise.

„Wie? Wo denn?"

„Versteckt."

„Warum denn versteckt?"

„Das hatte ich eben versprochen, zu verschweigen — aber Euch —. Wohlan, sie hält sich verborgen, um nicht von den Verfolgern des Herzogs von Vendôme ertappt zu werden."

„Was hat sie denn zu fürchten? Sie gehört ja zu der Partei dieser Verfolger."

„Da irrt Ihr Euch. Die Flucht des Prinzen ist durch sie in's Werk gesetzt worden."

Pontis gab eine solche Ueberraschung zu erkennen, daß Bourdet davor zurückschauderte. Ueberraschung bei einem so kaltblütigen Manne, wie dieser, mußte für einen Andern nothwendig Schrecken sein.

„Ja," fuhr Bourdet fort. „Sie hat, von meinem Freunde, Lafougeraie, unterstützt, alles durchgesetzt. Die Gräfin hält sich in dem Zimmer meiner Frau versteckt und Lafougeraie erwartet auf der Insel, bei dem Fischer, die Nacht, um mit ihr nach Paris zurückzukehren."

„Und das sagtet Ihr mir nicht sogleich?" rief Pontis. „Unvorsichtiger! Wißt Ihr, welcher Gefahr Ihr uns Alle durch dieses Schweigen aussetzet?"

„Ihr erschreckt mich."

„Lieber Schwager, ich bleibe nicht zwei Stunden mehr

in diesem Hause. Nicht als ob ich nicht von ganzem Herzen Eure edelmüthige Handlungsweise billigte! Ihr kennet meine Hingebung und Liebe zu dem Blute unseres hochseligen Königs. Was Ihr aber nicht wißt, was Ihr nicht wissen könnt, ist, daß, wenn man unglücklicherweise entdeckte, daß Ihr bei der Flucht des Prinzen die Hand mit im Spiele gehabt — und Ihr seid Mitschuldiger derselben schon durch die Gastfreundschaft, die Ihr seinen Freunden gewährt — wenn man mit dieser Flucht meine Anwesenheit hier und den Abbruch der Heirath in Verbindung brächte, der dann nur noch ein Vorwand zu sein schiene — daß es dann, sage ich, um mich geschehen wäre."

Bourdet sah seinen Schwager betroffen an. Er begriff nicht dieses große Herz, diese eherne Seele, dieses Muster von Ritterlichkeit, welches jetzt vor Furcht bei dem Gedanken zitterte, entweder seine Gouverneurstelle in Grenoble, oder die Gunst der Regierung zu verlieren. Sein Gesicht gab diesen Eindruck auf so naive Weise zu erkennen, daß Pontis darin las wie in einem aufgeschlagenen Buche.

„Mein lieber Schwager," hob er in ruhigem, edel feurigem Tone wieder an, „beurtheilt nicht zu leichthin ein Verhalten, welches Ihr nicht verstehet. Es ist mir nicht gestattet, es Euch zu erklären. Erfahret blos, daß ich nicht mir selbst angehöre. Ich gehöre um einer heiligen Sache willen Jemandem an, dessen Ruf seit sechs Jahren unaufhörlich über meinem Haupte schwebt. An dem Tage, wo er mich rufen wird, habe ich eine so ernste, so furchtbare Rolle zu spielen, daß Ihr dann begreifen werdet, daß ich sie nicht durch eine Unklugheit gefährden kann, wie die wäre, welche mich in diesem Augenblick beunruhigt. Denn, lieber Schwager, wenn es sich blos um mein Leben oder um meine Ehre handelte, so würde ich Beides schon um deswillen

zum Opfer bringen, um Euch die Blässe zu ersparen, die ich über Euer Gesicht sich breiten sehe. Aber es handelt sich um etwas ganz Anderes, mein Geschick ist an große Ereignisse geknüpft. Umarmt mich, lieber Schwager, und laßt meine Pferde bringen — in einer Stunde will ich schon weit von hier sein."

Bourdet saß da, wie vom Donner gerührt. Er betrachtete den Chevalier mit einer Bestürzung, unter welcher ein seltsamer Gedanke lebte.

„Was!" sagte er bei sich selbst, „auch er hat also ein Geheimniß?"

Schon aber war Pontis, wie jeder entschlossene Mann, zur Ausführung geschritten. Er ertheilte seine Befehle, er untersuchte seine Pferde, er ließ seine Mantelsäcke packen. Bourdet folgte ihm mechanisch auf allen Schritten — man hatte alles vergessen — Heirathen, Geschäfte, Bernard.

Aber Bernard vergaß sich nicht. Nachdem er die Eingeladenen, welche sehr froh waren, einem Hause, in welchem Zwietracht herrschte — wenn auch mit leerem Magen — entrinnen zu können, verabschiedet, hatte er seine ganze Logik auf einen einzigen Punkt concentrirt.

„Man verbirgt mir Etwas, und dieses Etwas ist hier entdeckt worden, in dem Hause, als mein Stiefvater in sein Zimmer hinaufging."

Es geschieht nur selten, daß ein auf einen beschränkten Kreis angewiesener Wille nicht über alle Hindernisse triumphirt. Bernard bewies dies. Er hatte sich mit seiner Idee noch nicht zwei Minuten lang beschäftigt, als ihm plötzlich ein Licht aufging.

„Jenes Papier!" rief er, „wer hatte es unter meiner Thür hindurchgesteckt? Das ist mein Vater zu entdecken ge-

gangen, als er sich in sein Zimmer begab. Es hält sich also Jemand in seinem Zimmer versteckt."

Plötzlich erinnerte er sich an Aubins Furcht und die Mittheilung, welche dieser ihm in Bezug auf das vermeinte Gespenst und das von ihm gehörte Geräusch gemacht hatte.

„Das ist die Wahrheit," rief er, „gehen wir gerade auf sie zu."

Er eilte sofort in das Haus und ging hinauf in das Zimmer seines Stiefvaters. Es war Niemand im Zimmer, eben so wenig als in dem Cabinet, aus welchem man in das Zimmer seiner Mutter gelangte, dieses aber war sorgfältig verschlossen.

Er war so schnell gelaufen, daß er nothwendig einigen Lärm gemacht hatte. Er tastete an dem Schlosse herum, er rüttelte sogar an der Thür, sah sich um, horchte oben und unten, aber es ließ sich nichts sehen oder hören. Getäuscht, ärgerlich, müde kehrte er in das Zimmer seines Stiefvaters zurück, setzte sich nieder und dachte nach.

Plötzlich aber sah er von Weitem unter der geheimnißvollen Thür einen Schatten, dann einen hellen Schein.

Er eilte hin, es war nichts mehr zu sehen. Und dennoch hatte er ganz genau gesehen.

Was sollte er thun? Herrn von Bourdet fragen? Das wäre verlorene Mühe gewesen. Mit Gewalt die Thür zu öffnen, hätte er selbst als eine strafbare Indiscretion, ja mehr noch, als eine Entweihung betrachtet. Dieses Zimmer seiner Mutter! — der Schatten, den er hier gesehen — großer Gott — war es nicht ein geheiligter Schatten!

Aubins abergläubische Furcht durchrieselte auch seine Adern. War es nicht der mütterliche Schutz, welcher dem Kinde eine rettende Warnung zur Erde hernieder gesendet?

Bernard, der sich einen Augenblick lang von banger Furcht ergriffen fühlte, ermannte sich jedoch bald wieder und trocknete sich die Stirn, die so eben von einer neuen Idee durchzuckt ward. Er ging in die Küche hinunter, wo er Marcelle das fehlgeschlagene Diner beseufzend fand.

„Höre, gute Marcelle," sagte er, „als ich meine große Reise antrat, übergab ich Dir den Schlüssel, den ich zum Zimmer meiner Mutter hatte."

„Ja wohl, Herr Bernard, den Schlüssel zu ihrem Toilettenkabinet, wo ich Euch so oft weinend ihre Kleider habe küssen sehen."

„Hast Du diesen Schlüssel noch?"

„Ja, aber die Thür geht nicht mehr auf. Man hat auf der andern Seite die Tapete darüber gezogen."

„Gieb mir ihn nur. Es ist eine Reliquie, an der mir viel liegt. Gieb mir ihn, sage aber Niemandem etwas davon."

Marcelle suchte an ihrem Schlüsselbund herum und machte den Schlüssel vom Ringe los. Bernard bemächtigte sich seiner und verschwand.

Er war schon auf der kleinen Treppe, als Marcelle das Schlüsselbund noch nicht wieder an ihrem Bund befestigt hatte. Er schloß die Thür auf, zerschnitt mit seinem Jagdmesser die ihm dann noch hindernd entgegentretende Tapete und trat bleich vor Furcht und Ungeduld in das Kabinet.

Bei dem Knistern der Tapete, bei dem Geräusch seiner Tritte antwortete ein Schrei in dem anstoßenden Zimmer. Bernard eilte darauf zu. Die offene Thür ließ einen grauen Lichtschein hineinfallen, von welchem begünstigt, der junge Mann eine Frau erschrocken aufspringen sah, und als er sich ihr näherte, um sie zu beruhigen, drehte sie sich herum und er

erkannte die Wohlthäterin, welche ihn in der Gallerie des Louvre gerettet.

Außer sich vor Ueberraschung bei dem Anblick dieser Erscheinung, welche er recht wohl für eine gespenstische halten konnte, blieb er mit ausgebreiteten Armen und stieren Augen wie angewurzelt stehen.

„Mein Herr," begann die Gräfin zitternd, „Ihr habt eine That begangen, welche eines ehrlichen Mannes unwürdig ist, Ihr verletzet die Gastfreundschaft."

„O Madame, Ihr seid es, Ihr seid es wirklich!" murmelte Bernard, die Hände faltend.

„Ich habe nicht einmal das Recht, zu Euch zu sagen: Gehet hinaus!" setzte die Gräfin hinzu, deren Augen sich mit bittern Thränen füllten, „denn Ihr seid hier in Eurem Hause."

„O ich bitte Euch flehend," rief er, auf die Knie niedersinkend, „nehmet den Schwur an, den ich thue. Ich wußte nicht, daß Ihr hier wäret. Nur die Neugier hat mich in dieses Zimmer geführt. Ich sah, daß man mir Etwas verbarg — ich begriff nicht, warum diese Heirath so plötzlich abgebrochen ward. Die schriftliche Warnung, die ich fand —. Wie! — Madame — das waret Ihr!"

Die Gräfin bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Ach, wie unglücklich bin ich!" rief sie.

„Unglücklich, weil Ihr mich gerettet, weil Ihr mir die Freiheit wiedergegeben habt. O," antwortete Bernard, „weiset nicht den Dank zurück, den ich Euch auf meinen Knien darbringe — empfanget ihn mit der Huldigung meiner innigsten Verehrung, meiner ganzen Seele."

„Aber, mein Herr, dadurch, daß Ihr mein Asyl entdeckt habt, stürzet Ihr mich in's Verderben!"

„Wie, Ihr haltet mich für so verworfen, für so erbärmlich, daß ich nicht ein Geheimniß — daß ich nicht Euer Geheimniß — bewahren könnte! Ich bin es, Madame, ich bin es, der Euch anfleht, der Euch beschwört, meine Indiscretion, mein Verbrechen nicht zu offenbaren. Ja, es ist ein Verbrechen, bei Euch eingedrungen zu sein, aber ich schwöre es Euch auf das Crucifix meiner Mutter, wenn ich mit meinem Leben dafür büßen müßte, so würde ich es augenblicklich hingeben."

Die Gräfin sah beruhigt von dem Winkel aus, in den sie sich geflüchtet, den jungen Mann an, welcher die Schwelle nicht überschritten hatte und die Stirn fast bis zur Erde neigte.

„Nicht Euer Leben ist es, was ich verlange, sondern Euer Schweigen, und nicht blos für heute, sondern für immer," entgegnete sie mit einer sanften Stimme, von welcher Bernards Herz überfluthet ward wie von einem magischen Balsam.

„Unverletzliches, ewiges Schweigen!" antwortete er. „Und Ihr, Madame, würdet Ihr mir wohl Verzeihung versprechen?

„Ja."

„Und auch Schweigen? Denn wenn mein Stiefvater erführe, was ich so eben gethan, so würde ich vor ihm eben so erröthen müssen, wie ich vor Euch erröthe."

„Ich werde schweigen."

„Dank, Madame, Dank meines innersten Herzens! O, welches auch die Ursache sei, welche Euch unter dieses Dach führt, so segne ich sie und danke dafür Gott, welcher so viel Freude in dieses Zimmer gesendet, wo ich meine Mutter so heiß beweint habe."

Indem Bernard diese Worte sprach, deren Beredtsamkeit und Feuer durch den entzückten Ausdruck seines Gesichts verdoppelt ward, entfernte er sich langsam und rückwärts schreitend, grüßte die Gräfin mit fast religiöser Ehrerbietung und verschwand, nachdem er die kleine Thür wieder leise verschlossen hatte.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Eine Ehrenschuld.

Es war die höchste Zeit, daß Bernard wieder zum Vorschein kam. Man suchte ihn überall. Aubin war ihm gefolgt und traf ihn in der Vorhalle der kleinen Treppe, um ihm die bevorstehende Abreise des Onkels Pontis zu melden.

Dieser zweite Schlag betäubte vollends Bernard, der ohnedies einem betrunkenen Manne schon zu sehr glich, und während er sich anschickte, Aubin, dessen intelligentes Auge ihn selbst forschend ansah, so vernünftig als möglich auszufragen, trat noch eine Person hinzu, welche durch ihre erwärmende Demonstration und den Luxus ihres Geberdenspiels Bernard seine gewöhnliche Ruhe und Fassung wiedergab.

Es war Cadenet, der von den Fossés, wohin er die Damen begleitet, zurückkam, und von diesem Ausfluge alle Nachrichten mitbrachte, die man wünschen konnte.

Er erzählte die immer höher steigende Wuth der Tante, ihre edle Entrüstung, Sylvia's Demüthigung, ihre Ungläubigkeit gegen alle Trostgründe, welche Cadenet an sie ver-

schwendet, sodann die Rückkehr des Herrn Hugues von Noyers und die Conversation, welche dann stattgefunden hatte.

Cadenet gestand, daß, als er den Capitän wiedergesehen und von ihm den vollständigen und definitiven Abbruch der Heirath vernommen, er einen Rückprall erwartet und sich gefaßt gemacht hatte, denselben auf angemessene Weise zu erwiedern. In Folge einer eigenthümlichen Stimmung des Capitäns aber hatte sich der ganze Zorn desselben gegen Sylvia gewendet, welcher er außer einer Anzahl niederschmetternder Blicke mehre Worte zugeschleudert. Sylvia aber hatte sich dadurch nicht einschüchtern lassen, sondern Blitz um Blitz, Spott um Spott zurückgegeben, und der Neffe hatte dann die Nichte auf die Seite geführt, um den Streit mit ihr unter vier Augen zu beenden.

Cadenet war als zartfühlender Mann der armen verlassenen Tante zu Hülfe geeilt und hatte sich bemüht, ihr zu beweisen, daß die ganze Sache weiter nichts auf sich habe, und daß man eigentlich deshalb Niemandem einen Vorwurf machen könne. Er hatte dabei die Vermuthung aufgestellt, daß vielleicht ihre eigene Lebhaftigkeit die einzige Ursache des Bruches sei, sie habe ja Bourdet gegenüber einen so harten und stolzen Ton angenommen, daß die verletzte Eigenliebe sich mit in's Spiel gemischt habe und von diesem Augenblicke an der Friede gestört gewesen sei.

Und die gute alte Dame hatte, nachdem sie darüber nachgedacht, sich nicht geweigert, anzuerkennen, daß sie an Allem selbst schuldig sei — daß sie dies recht wohl fühle, aber daß es ihr in ihrer Eigenschaft als Frau, und als bejahrte Frau, zu hart ankommen würde, dies zu gestehen, und sich deswegen zu entschuldigen.

Hierauf hatte sie angefangen zu weinen, wodurch das ge=

fühlvolle Herz Cadenets gerührt und er veranlaßt worden war, die Flucht zu ergreifen.

In diesem Augenblick waren jedoch Neffe und Nichte gefaßt und getröstet wieder auf der Bühne erschienen, und hatten erklärt, daß wenn diese Heirath nicht zu Stande käme, dann dafür eine andere zu Stande kommen würde, die schon dem Abschluß nahe sei, und von welcher man binnen Kurzem hören würde.

Hierauf hatte die Tante den Kopf emporgerichtet und ihren Neffen zur Rede gestellt, welcher dergleichen Dinge zur Sprache brachte, ohne sie erst um Rath zu fragen und ihre Einwilligung dazu zu verlangen.

Die drei Verbündeten waren hierauf in einen lebhaften Zwist gerathen, während dessen Cadenet sich klüglich entfernt hatte.

So lautete seine Erzählung, welche Bernhard kaum anhörte. Die Gedanken des jungen Mannes schwebten während aller dieser Ereignisse in einer aus Freude, Furcht und Ungeduld zusammengesetzten Atmosphäre, deren einander so entgegengesetzte Atome ihn mit ihren Einflüssen durchdrangen, und ihm das Ansehen bald eines absorbirten Denkers, bald eines verzückten Derwisches, bald eines Wahnsinnigen gaben.

Cadenet dagegen, der sich von dem Feuer seiner Erzählung und der Fluth der Glossen hinreißen ließ, achtete auf alles dies nur wenig, und überdies hätte er auch die Aufregung seines Freundes als eine Folge der harten Probe gedeutet, auf welche man ihn soeben gestellt.

„Also," schloß er, „wirst Du dieses Mal noch nicht heirathen. Mein Gott, Du wirst mir wohl sagen, die arme kleine Sylvia sei ein Stück König. Deine traurige Miene verräth mir Deine Gedanken in dieser Beziehung. Wohlan,

ich gebe es zu, und bedenke auch, daß die Freiheit etwas Schönes ist. Ha, wie dieses Wort Dir wieder Leben einflößt. Deine Augen glänzen. Ja, siehst Du, die Freiheit ist etwas Schönes! Die Freiheit eines Parisers! Davon verstehst Du freilich nicht viel."

„O, ich werde sie noch kennen lernen," rief Bernard in einer jener Aufwallungen von Freude, welche seit seiner letzten Vision sein Herz mit sich fortrissen.

„So ist's recht, Bernard. Wohlan, ich habe meinen Plan. Vergrabe Dich nicht zu viel hier in Bordes. Es ist ein reizender Wohnsitz, aber doch etwas eintönig. Du wirst immer noch Zeit haben, auf die Hasenjagd zu gehen. Dergleichen Vergnügungen spart man für die Zeit des Lebens auf, wo die Beine anfangen, den Dienst zu versagen."

„Ja, ich werde in Paris leben," antwortete der junge Mann.

„Ich stand eben im Begriff, es Dir vorzuschlagen. Denke Dir, ich wohne bei Lavienne, dem Bader par excellence. Du hast doch wohl schon von Lavienne sprechen hören, wie? Wer wüßte nicht diesen Namen in allen Winkeln der Welt, wo man einen Feinschmecker, einen Sybariten, einen Liebesritter findet! Ich will nicht etwa sagen, daß ich sein schönstes Zimmer bewohne, oder daß ich dort einen Aufwand mache wie die Potentaten, welche das Haus besuchen. Nein, die Mahlzeit ist zuweilen etwas mager; mein Bruder kann mir nicht viel geben, weil er selbst zu viel braucht, um ein respektables Aeußere zu bewahren. Dabei aber haben wir doch von Zeit zu Zeit unsern Thaler in der Tasche, unsere Abenteuer und unser Pferd."

„Wie, Euer Pferd? Dein Pferd, willst Du sagen?"

„Ja, mein Pferd, wenn ich nämlich darauf reite. Wenn

aber Herr von Luynes darauf sitzt, so ist es das Pferd des Herrn von Luynes. Das arme Thier! es hat einen schweren Dienst."

„Ihr habt Beide ein und dasselbe Pferd?"

„O, mein Bruder ist ein ordentlicher Mann, und übrigens hat jeder von uns seine Satteldecke, so daß dadurch das Thier verkleidet wird und Niemand ahnt, daß es ein und dasselbe ist. Wohlan, mein lieber Bernard, Du wirst mit mir zu Lavienne kommen. Ich werde Dir daselbst ein Zimmer bestellen; Du wirst sehen, welch ein schönes Leben wir dort führen. Du stehst ja jetzt gut mit dem König. Die Sache ist allerdings jetzt noch nicht von großer Bedeutung, aber Du wirst doch dann und wann Zutritt bei Hofe und eine Einladung zu den Ceremonien erhalten. Wir haben dort auch ziemlich hübsche Frauen."

„Das glaube ich," murmelte Bernard, wie von einem Delirium ergriffen.

„Na, na! Fange nur nicht gleich so sehr Feuer. Und wenn ich Dir vielleicht etwas Gutes zuweise — ich, der ich am guten Ende des Tisches sitze — so schreie es nicht zu laut aus. Mein Bruder könnte es erfahren, siehst Du, und dieser ist ganz verteufelt moralisch, der ältere Bruder. Wenn wir, Brantes und ich, mit einer Thorheit umgehen, so machen wir dies allemal auf ganz versteckte Weise."

„Fürchte nichts," entgegnete Bernard, „wir werden in der That das schönste, das gemüthlichste Leben führen. Ach, Cadenet, Du bist ein lieber Mensch — ich muß Dich umarmen."

„Nun so umarme mich, mein Freund. Du hast in diesem Augenblick einen Ueberfluß an Empfindsamkeit zu verschwenden — ich begreife dies."

„O nein, Du begreifst es nicht," dachte Bernard, „und Du wirst es auch niemals begreifen. In dieses Paradies,

welches sich in meinem Herzen erschlossen, werde ich niemals einen profanen Blick eindringen lassen."

Während sie noch so sprachen, kehrte Aubin zurück. Hinter ihm folgten Bourdet und Pontis. Bernard fuhr aus seinem Taumel empor und lief seinem Onkel entgegen, dem er das aufrichtige Bedauern zu erkennen gab, welches diese frühzeitige Abreise ihm verursachte.

Pontis war ernst, in Gedanken versunken, beinahe weichherzig.

„Ich habe," sagte er, „von Grenoble Nachrichten erhalten, welche mich nöthigen, eiligst zurückzukehren. Uebrigens, mein lieber Neffe, laufen Deine Angelegenheiten nun keine Gefahr mehr. Ich hoffe, daß Du Dich nun nicht sofort wieder mit einer neuen Heirath befassest — Herr von Bourdet müßte denn abermals eine so wundervolle Gelegenheit ausfindig machen."

„Schwager, Ihr spottet meiner, glaube ich," sagte der Hausherr, indem er dem Chevalier die Hand drückte.

„Das verhüte Gott. Aber sind das nicht die Pferde, die da unten in der großen Allee des Parks uns vorangehen?"

„Ja," entgegnete Bourdet, „ich habe sie immer vorangeschickt, weil ich glaubte, daß Ihr mir erlauben würdet, Euch bis an das Ende des Parks zu begleiten. Ich möchte Eure Nähe so lange als möglich genießen."

„Ich bin Euch sehr verbunden."

„Und dann," setzte Bourdet leise hinzu, „müßt Ihr mich Bernards und Cadenets auf einige Stunden entledigen, damit ich Zeit gewinne, meine Gefangene wieder entfliehen zu lassen. Alle meine Maßregeln sind so getroffen, daß störende Zeugen in diesem Augenblicke entfernt sind. Schicket mir die jungen

Leute nicht eher wieder zurück, als halb acht Uhr, wenn es finster geworden ist."

„Gut, gut," antwortete der Onkel Pontis laut. „Nun," setzte er hinzu, „wird man mich denn ganz allein meinen Weg antreten lassen — will man mir nicht wenigstens das Geleit geben?"

„O, lieber Onkel," rief Bernard, „ich wagte nicht, Euch darum zu bitten."

„Nun so komm. Und Ihr, Herr von Cadenet, kommt Ihr auch mit, wäre es auch blos, um Bernard nicht allein zurückkehren zu lassen."

„Sehr gern," sagte Cadenet, „und ich danke Euch, Herr Chevalier, für die Ehre, welche Ihr mir erzeigt."

„Ich darf auch mit, Papa?" rief Aubin.

„Ja wohl, ich wüßte nicht, was es schaden könnte. Doch nein, die Abende sind jetzt schon frisch. Du bist so aufgeregt, so bleich, mein lieber Aubin."

„O, mein Papa, ich befinde mich so wohl."

„Deine kleinen Hände sind feucht, Du hast das Fieber. Bleibe bei mir. Ah, Du schmollest. Ist es denn ein Frohndienst, mir Gesellschaft zu leisten?"

Aubin schüttelte ein wenig störrig die Schultern, dann aber faßte er seinen Entschluß und blieb bei der Infanterie, während Bernard und Cadenet sich anschickten, zu Pferde zu steigen.

Bourdet und Pontis setzten ihren Weg im Schatten des Parkes fort. Der Abend nahete, breite rothe Streifen durchzogen die lichten Stellen des Laubwerks und entflammten am Horizonte die Ebenen, welche von jenen langen Fäden durchfurcht wurden, welche der Herbst an Bäume und Gras anhängt, nachdem er sie in der Luft umhergeführt.

„Mein lieber Schwager, mein lieber Freund,“ sagte Bourdet zum Chevalier, „Eure Abreise läßt mich traurig und mit leerem Herzen zurück. Ich fühle das Bedürfniß, Euch recht bald wiederzusehen. Es ist mir, als trennten wir uns nicht unter gewöhnlichen Umständen.“

„Das dachte ich eben auch,“ entgegnete Pontis. „Aber wer hält uns ab, uns bald wieder zu sehen? Ihr seid frei von Dienst und Geschäften. Fürchtet Ihr Euch vor einer Reise in die Dauphiné? Wenn Ihr wüßtet, wie schön der Herbst in unsern Bergen ist! Kommt und sehet das schöne Thal von Graisivaudan, welches im Schatten der Maulbeerbäume schläft. Wir werden dann mit einander nach der Karthause hinaufsteigen — der Pater Gouverneur ist mein guter Freund. Kommt, kommt also. Mein Herz ruft Euch auch zu mir!“

„Wohlan,“ rief Bourdet, „ich werde nicht zurücktreten. Ja, ich empfinde keinen Wunsch, sondern einen förmlichen Durst, mich von hier zu entfernen. Wir haben so eben in Bezug auf Euch eine Unterredung gehabt, die ich wieder aufnehmen möchte. Ich würde durch die Einsamkeit unterstützt und durch Eure tapfere Freundschaft ermuthigt, meine vertraulichen Mittheilungen dazu zu gesellen.“

„Ach, theurer Schwager, die arme kleine Milbe, welche ich vorstelle, ist erfüllt von Schmerz und Jammer. Es ist mir, als würde ich, wenn ich mich auf Euern Arm stütze, welcher Könige aufrecht gehalten hat, mich stärker und ruhiger wieder aufrichten und daß nichts im Leben mehr im Stande sein würde, mich zittern zu machen.“

„Das ist nun schon das zweite Mal, daß Ihr diese Sprache gegen mich führt,“ sagte Pontis überrascht, „und vielleicht wäret Ihr mir eine brüderlichere Erklärung schuldig.“

„Ah, da sind wir am Ende des Parks,“ sagte der Advokat wehmüthig, „nun ist es aus — hic terminus. Dies soll auch die Grenze meiner Thorheiten sein. Ich habe etwas von der Natur der Hasen — ich bringe mein ganzes Leben damit zu, daß ich vor Furcht sterbe. — Doch lassen wir alles dies, mein würdiger Freund — es wäre ein Verbrechen, durch meine schimpfliche Schwäche die Freude dieser letzten Umarmung zu vergiften.“

Indem Bourdet diese Worte sprach, öffnete er Pontis die Arme, dieser drückte ihn liebevoll an sich und fühlte an seiner Brust ein Herz schlgaen, welches sein Schluchzen zu ersticken suchte.

Er fühlte sich so nahe daran, von dieser Bewegung, welche er, der Stoiker, verdammte, ebenfalls ergriffen zu werden, daß er sich rasch aus der Umarmung losriß und nachdem er Aubin geküßt, setzte er schnell den Fuß in den Steigbügel.

„Wir sagen nicht Lebewohl,“ setzte er hinzu, „sondern: auf Wiedersehen. Auf baldiges Wiedersehen bei mir in Grenoble. Hörst Du wohl, Bernard? Dein Stiefvater hat es mir versprochen. Hörst Du, Aubin? Ich werde Dich in unsern Bergen die schönste süße Sahne kosten lassen.“

Der Knabe hüpfte vor Freuden und klatschte in die Hände. Bernard dagegen war nicht so begierig, eine Partie anzunehmen, welche mit der von Cadenet nach Paris in Vorschlag gebrachten in Widerspruch stand. Pontis setzte jedoch hinzu:

„Jetzt, wo wir unsere Bekanntschaft erneuert haben, betrachtet mich Alle wie Ihr hier seid, Kleine und Große, erforderlichenfalls als Euren Vater. Ja, als Euern Vater. Ihr möget den Kopf schütteln, wie Ihr wollt, Bourdet. Trotz Eurer fünfzig und meiner fünfunddreißig Jahre bin ich doch der Aelteste von Euch Allen“

Nachdem er dies gesagt, grüßte er mit wehmüthiger und

zärtlicher Geberde, und da seine Augen sich umflorten, da seine Stimme weniger fest geworden war, so gab er seinem Pferde die Sporen und brachte mit einem einzigen Satze mehrere Toisen zwischen die Gegenwart und die Zukunft.

Die beiden jungen Leute kamen ihm nachgesprengt und ritten nun einer zu seiner Rechten, der andere zu seiner Linken. Bourdet sah den Reitern lange, lange nach, bis sie um die Ecke des Waldes gebogen waren.

Dann nahm er Aubin bei der Hand und kehrte nach Bordes zurück, indem er seinen Hang zur Traurigkeit durch die Aussicht auf baldige Wiedervereinigung bekämpfte.

Er sagte sich auch, daß nun die düstere, schweigende Stunde herannahe, wo er der Gräfin die Freiheit wieder=geben solle. Es handelte sich, um gänzlich selbst frei zu werden, um einen Zeitraum von nur sechzig bis achtzig Minuten.

„Ich werde Aubin zu Bett bringen," dachte er. „Die Diener sind bei Bernard. Marcelle, die mit der Köchin allein unten ist, wird mich nicht aus dem Garten hinausgehen sehen. Ein Signal für Lafougeraie, daß er mit dem Kahne herüberkomme, und Alles ist beendet."

In dem Augenblick, wo er sich dem Schlosse näherte, sah er Marcelle vor dem Eingange stehen. Sie wartete mit einer gewissen Ungeduld und kam ihrem Herrn entgegengeeilt, sobald sie ihn in dem schon einbrechenden Dunkel erkannte.

„Herr von Bourdet," sagte sie, „es ist so eben ein Mann gekommen, der mit Euch sprechen möchte."

„Wie Du mir das sagst! Was für ein Mann ist es denn?"

„Das weiß ich selbst nicht recht. Ich weiß nicht, ob ich ihn für einen Soldaten, oder für einen Bürger halten soll.

Ich kann weiter nichts sagen, als daß er gerade keine sehr beruhigende Physiognomie hat."

„Dann ist es wohl gar ein Dieb?"

„O nein, das sage ich nicht. Doch Ihr werdet selbst sehen. Er wartet in dem großen Zimmer und schien sehr eilig zu haben."

Bourdet schritt ihr voran. Er öffnete die Thür des Zimmers, in welchem er den neuen Gast, der ihn erwartete, nur schwach von dem Lichte beleuchtet, welches Marcelle auf den Tisch gesetzt, neben diesem sitzen sah.

„Ah," rief der Fremde, indem er sich erhob, „endlich kommt Ihr, Herr von Bourdet. Kennt Ihr mich nicht mehr?"

„Wartet," entgegnete der Advokat, denn er erinnerte sich unklar, und diese Erinnerung zitterte in einem Dunst gleich einem unheimlichen Feuerschein.

„Ah, Ihr seid der Herr Vogt des Palastes!" murmelte er endlich.

„Ganz recht. Sind wir auch allein?"

„Ja wohl," entgegnete Bourdet erbleichend. „Kommt Ihr im Auftrage — "

„Im Auftrage des ersten Präsidenten, ja."

Der Advokat fühlte, wie seine Kniee unter ihm wankten, und wie Alles mit ihm im Kreise herum zu gehen schien. Er betrachtete den Boten, dessen bestaubte Stiefel, in Unordnung gerathene Kleider, abgespannte Züge und in Bereitschaft gehaltene Waffen nur Drohendes verkündeten. Dennoch faßte er sich wieder und sagte zu Marcelle, die in der Vorhalle wartete:

„Bringe Aubin zu Bett. Verlaß uns."

Dann verschloß er sorgfältig die Thür und kehrte zu dem Gerichtsvogt zurück, welcher ihn forschend ansah.

„Ihr seht,“ sagte er, „vielleicht an der Unordnung meiner Kleider, daß ich meine Reise von Paris bis hierher nicht ohne Schwierigkeit zurückgelegt habe. Um Die, welche mir ganz gewiß gefolgt sind, auf eine falsche Fährte zu führen, habe ich thun müssen, als kehrte ich in Verneau in einer Herberge ein. Hier bin ich, während man mich schlafend glaubte, zum Fenster herausgestiegen und habe mich querfeldein und den Degen in der Hand bis hierher geschlichen.“

„Aber waren denn diese Vorsichtsmaßregeln so nothwendig?“ murmelte Bourdet.

„Die Straßen wimmeln von verdächtigen Leuten —“

„Welche ohne Zweifel den Herrn von Vendôme wieder einzufangen suchen.“

„Die vielleicht auch noch etwas Anderes zu fangen suchen, Herr von Bourdet,“ entgegnete der Palastvogt. „Dieses Etwas aber habe ich, Gott sei Dank, glücklich durchgebracht. Hier ist es.“

„Ein Brief.“

„Von Monseigneur von Harlay.“

Der Vogt gab seinen Brief Herrn von Bourdet, der ihn mit zitternder Hand empfing und beim Scheine der Wachskerze die folgenden Worte, den würdigen Abglanz der kräftigen Seele, die sie eingegeben, las:

„Mein Freund, mein Sohn, die Stunde ist da. Wenn es die Stunde des Opfers ist, so rechne ich auf Eure Hingebung. Wenn es die Stunde der Strafe der Schuldigen ist, so danket Gott dafür, wie ich schon thue. Fräulein von Coman ist entschlossener als je. Sie wird sprechen, diesmal aber wird ihre durch Eure Aussage unterstützte Stimme ganz Frankreich überzeugen. Und wenn eins jener gewaltigen Hindernisse, welche schon einmal den Gang meiner Gerechtigkeit

aufgehalten, zu Tage treten sollte, so habe ich noch ein anderes Zeugniß in Bereitschaft, welches uns selbst über die mächtigsten Feinde den Sieg verleihen wird. Gott stärke und schütze Euch. Ich erwarte Euch."

Ein kalter Schweiß fiel in großen Perlen von Bourdets Stirn auf das verhängnißvolle Papier.

„Die Prüfung ist schmerzlich," murmelte er. „Habe Erbarmen mit mir, mein Gott."

„Wohlan, Herr von Bourdet," hob der Palastvogt nach einem peinlichen Schweigen wieder an, „welche Antwort soll ich Monseigneur bringen?"

Bourdet schwieg. Seine Brust arbeitete gewaltsam und sein Kopf sank schwerfällig zurück.

„Herr Palastvogt," sagte er endlich, „ich habe versprochen — ich werde kommen. Zweifelt nicht daran, daß ich komme. Aber — aber dieser erste Augenblick ist hart —. Ich war hier sehr glücklich, seht Ihr."

Der Palastvogt verneigte sich. Als Mann von Herz begriff er, daß die Höhe eines Opfers sich stets nach der Schwierigkeit desselben richtet.

„Ich werde also kommen," hob Bourdet wieder an. „Aber muß ich durchaus sogleich abreisen? Ich habe noch viel zu ordnen und möchte gern erst meinen ältesten Sohn umarmen, welcher in diesem Augenblick noch abwesend ist."

„Ich bitte Euch im Gegentheil," entgegnete der Palastvogt lebhaft, „Euch nicht eher als bis nach Tagesanbruch auf den Weg zu machen. Wartet bis morgen. Ich habe Euch schon gesagt, die Straßen sind besetzt und bewacht. Allein wird es mir in der Dunkelheit schon gelingen, zu entkommen; mit einem Begleiter" — er wagte nicht zu sagen: wie Ihr — „aber möchte ich nicht für den Ausgang bürgen."

„O, sehr gut, ich werde warten bis morgen. Ich danke Euch," entgegnete Bourdet. „Wollet Ihr hier verweilen, mein werther Herr? Bedürft Ihr irgend Etwas? Verzeihet, wenn ich Euch nicht schon darnach gefragt habe, aber ich war ein wenig unruhig."

„Ich verlange nichts, als Eure Antwort," sagte der Vogt, „und eine Auskunft. Ihr werdet also morgen früh abreisen, um gegen vier Uhr Abends bei dem Herrn Präsidenten zu sein, nicht wahr?"

„Ja."

„Gut. Nun sagt mir, ob Ihr vielleicht einen versteckten, nicht allgemein bekannten Weg wißt, welcher mich nach Verneau führt, wo ich mein Pferd gelassen habe."

„Geht längs der Mauer meines Gartens hin, biegt dann in die erste Allee des Waldes ein, haltet Euch der Wiese entlang immer gerad aus, bis an den Kirchthurm des Dorfes."

„Dies genügt — ich danke Euch. Nun bleibt mir nichts weiter übrig, als Euch zu bitten, in meiner Gegenwart Monseigneurs Brief zu verbrennen."

„Zu verbrennen? Mißtraut man mir denn?"

„O nein, Monseigneur mißtraut Euch nicht und fürchtet Niemand, aber ich fürchte; ich fürchte für Euch. Wer bürgt mir dafür, daß man mir bis diesen Augenblick nicht nachgeschlichen ist und daß man nicht zu ermitteln sucht, was ich bei Euch will? O, ich maße mir nicht an, Monseigneurs Geheimnisse durchschauen zu wollen, aber ich kann Euch versichern, daß seit seinem großen Zwist mit Herr Espernon im Palais — Ihr waret, glaube ich, dabei zugegen — unser Präsident unaufhörlich von Spionen, der eine immer drohender als der andere, umgeben gewesen ist. Nun aber verwandelt sich ein Spion sehr rasch in einen Mörder und Straßenräuber.

Und Euer Haus liegt sehr einsam. Dies wollte ich Euch bemerklich machen und überlasse es Euch, darnach Eure Maßregeln zu nehmen; denn was mich betrifft, so werde ich, wenn man mich angreift, mich schon zu vertheidigen wissen. Uebrigens habe ich mich ja nun meines Auftrags entledigt und riskire nur noch mein Leben, und das will nicht viel sagen."

„Ihr habt tausendmal Recht," antwortete Bourdet, durch diese eben nicht beruhigenden Schilderungen wankend gemacht. „Ein solcher Brief kann nicht in meinen Händen bleiben. Ich habe Kinder, um derentwillen ich mein Leben zu erhalten suchen muß."

Er las den Brief noch einmal aufmerksam und mit demselben Schmerzgefühl durch, hielt ihn dann an die Flamme, und sah ihn in schwarzen Flocken durch das umfangreiche Gemach davon fliegen.

„Nun bin ich schon viel ruhiger. Lebt daher wohl," sagte der Palastvogt. „Zum Glück ist die Nacht finster. Gebt mir nicht das Geleite, ich werde den Weg schon finden. Also auf Wiedersehen, morgen."

„Nehmt Euch ja recht in Acht!" empfahl ihm Bourdet.

„Und Ihr Euch auch," entgegnete in gedämpftem Tone die Stimme des Palastvogtes, welcher schon wie ein Gespenst hinter den Gebüschen und Laubgängen des Gartens verschwunden war.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Luctus et plurima mortis imago.

Die Nacht senkte sich neblig und kalt herab, hüllte die großen Bäume des Parks in ihre beweglichen Falten und überfluthete mit unheimlichem Dunst Blumen, Fontainen und Haus, wie, um auf immer die furchtbaren Ereignisse zu begraben, welche sie unter ihrem schwarzen Mantel ausbrütete.

Ein scharfer Wind wehete mit klagendem Gemurmel durch die Eichen, deren Zweige schauernd hin und her schwankten, wie die verzweifelnden Genien des Besitzthums. Zuweilen gingen ihre, durch den wüthenden Hauch des Westwindes entwickelten, Klagen in einen lauten, kreischenden Ton über, welche ein abergläubisches Gemüth verstanden hätte, denn sie riefen: „Wehe, o wehe!"

Bourdet ging langsam die Treppe hinauf, welche aus dem großen Saale in die erste Etage führte. Seine Kerze in der Hand, bei jedem Schritt zögernd, ohne es zu wissen, ging er dennoch von einem unwiderstehlichen Geschick getrieben.

Mehrmals hatte er gelauscht, ob er noch den Tritt des Palastvogtes von Weitem hörte. Dann vergaß er, von seiner eigenen Unruhe wieder ergriffen, den Boten des Präsidenten,

den Ernst der Botschaft, sein Versprechen, seine Pflicht, um auf die innere Stimme zu hören, eine verworrene, drohende Stimme, welche ihm den Anzug einer ganzen Legion von Schmerzen verkündete.

Als er in sein Zimmer trat, sah er Aubin in dem großen Lehnstuhl sitzend, in welchem er eingeschlafen war. Ohne Zweifel hatte der Knabe der alten Dienerin nicht gehorchen wollen und sich geweigert, zu Bett zu gehen, bevor er seinen Vater umarmt hätte. Bourdet errieth, daß der kleine Starrkopf durchaus seine Rückkehr hatte erwarten wollen und, während des Besuchs des Palastvogts im Dunkeln vom Schlaf überwältigt, auf das erste beste Möbel gesunken war und hier Alles vergessen hatte.

Bourdet setzte seine Kerze auf den Tisch und blieb, anstatt wie er sich anfangs vorgenommen, die Gräfin in Freiheit zu setzen, die schon auf ihn wartete, vor diesem sanften, blühenden, auf die Seite geneigten, halb von den blonden Locken bedeckten, schlafenden Antlitz stehen.

Hier war seine Freude, seine Hoffnung, sein Leben. Um dieses kleinen schwächlichen Wesens willen hatte er gearbeitet, nachgedacht und gelitten. Das Lächeln des Kindes, einer seiner drolligen Einfälle, jede Kundgebung einer neuen Fähigkeit sind für die Eltern gleichsam die von Gott gesendeten Abschlagszahlungen der Zukunft.

Bourdet liebte leidenschaftlich diesen kleinen, lachenden und gleichzeitig denkenden Schüler, der durch sein zierliches, anmuthiges Wesen an ein Mädchen erinnerte, aber durch das Aufblitzen seines Genies und seinen starken Willen den Mann verrieth.

Er liebte ihn so sehr, daß er, als er so allein ihm gegenüber stand, sich bekannte, daß nichts auf Erden ihm in gleicher

Weise am Herzen lag, daß, wenn Gott ihm beföhle, die Güter dieser Welt zu verlassen, Güter, mit welchen die Freigebigkeit des Höchsten ihn reichlich bedacht, das Einzige, welches ihn veranlassen würde, Gott weniger gerecht zu finden, der Umstand wäre, daß er einem Menschen einen solchen Schatz der Freude gezeigt, um ihn erbarmungslos wieder davon zu trennen.

Von der Erinnerung an sein dem Präsidenten gegebenes Versprechen in's Herz getroffen, fragte Bourdet sich jetzt, ob es nicht klug sein würde, während der Reise, die er nun nach Paris machen mußte, Aubin in Bordes zu lassen. Er fragte sich auch mit schmerzlicher Bewegung, ob diese Reise nicht länger dauern würde, als einen Tag; ob Herr von Harlay nicht ein ganzes Opfer verlangen, ob die unendlichen Formalitäten einer Confrontation, ob Instructionen, Aussagen und jenes ganze höllische Labyrinth von Proceduren, dessen Ausgang selbst die Gelehrtesten niemals kennen, nicht bestimmt sein würde, ihm viele Tage, ja vielleicht sein ganzes Leben zu rauben.

Was sollte mittlerweile aus Aubin, der Seele des trostlosen Vaters werden? Bernard konnte allerdings über ihn wachen, aber ward Bernard nicht vielleicht selbst zuletzt mit von der Schlange umringelt? Wo konnte er stehen zu bleiben hoffen, er, der als erbärmlicher Erdenwurm jetzt ohne Waffen und nackt hinausgehen sollte, um mit einem Riesen zu kämpfen, welchen man einen König, einen Marschall von Frankreich, den Herzog von Espernon nannte? Titanen, welche den Jupiter vom Thron gestoßen und deren Fuß sicherlich auch ihren Ankläger zermalmte, ohne daß ihr Auge sich die Mühe nahm, einen Blick auf ihn herabzuwerfen, während er sich im Staube krümmte!

Alle diese durch den sanften Schlaf des Kindes eingegebenen Betrachtungen hatten Bourdets Physiognomie einen Ausdruck von Ruhe und majestätischer Traurigkeit verliehen, welche ihn für sich selbst unkenntlich gemacht hätte, wenn ihm sein Gesicht plötzlich in einem Spiegel erschienen wäre. Der Kampf gegen moralische Leiden giebt dem Menschen, wenn er sich dabei muthig zeigt, den einzigen Abglanz von Göttlichkeit, wodurch die menschliche Kreatur an den Schöpfer erinnert.

Bourdet triumphirte zuletzt über seine Zweifel. Er dachte an Gott, an die unzähligen Wohlthaten, die er von ihm erhalten. Er hoffte auf seinen Gönner, den Präsidenten, auf die mächtige Stütze in den Tagen des Kampfes, auf seine weitreichende Erfahrung, die durch ein wenig Freundschaft angeregt werden konnte, um seinen bescheidenen Bundesgenossen aus der Gefahr zu retten.

Plötzlich fiel ihm ein, daß eine gebieterischere, drohendere Pflicht seine Kaltblütigkeit, seine Gewandtheit in Anspruch nahm. Margarethe ward in ihrem Gefängniß ganz gewiß schon längst ungeduldig. Die Stunde war günstig. Ohne Zweifel wartete Lafougeraie drüben auf der Insel mit ängstlicher Spannung auf das Signal, um seinen Kahn herüberzuführen.

Bourdet lenkte seine Schritte nach dem Zimmer der Gräfin. Seine Hand berührte den Schlüssel des an dieses Zimmer stoßenden Kabinets, als ein eigenthümliches Geräusch seine Aufmerksamkeit nach Außen lenkte.

Dieses Geräusch war nicht vereinzelt — es kam nicht von einer einzigen Stelle her. Mannigfach und vielfältig lockte es das Ohr bald nach dem Fenster, bald nach der Thür —

es schien von dem Hofe, von dem Garten herzukommen und ward immer stärker.

Bourdet blieb verwundert stehen, um besser zu horchen. Plötzlich knisterte eine Glasscheibe des Fensters, zerbrach dann in Folge eines seltsamen Drucks, und als Bourdet darauf zueilte, sah er die Hand eines Mannes, welcher durch die gemachte Oeffnung hindurchfuhr und den Wirbel des Fensterflügels öffnete.

Das Fenster öffnete sich, der Mann trat ein und öffnete das andere Fenster, so wie die Thür des Vorplatzes, durch welche mit Waffengeklirr und in Mäntel gehüllt, drei andere Männer hereindrangen, welche die Vorhalle besetzten.

Der Advokat glaubte anfangs die Beute eines jener furchtbaren Träume zu sein, in welchen die erstickte Brust durch Schmerzensrufe sich der Dämpfe entledigt, welche der Druck nach dem Gehirn getrieben hat.

Diese düsteren, schweigsamen bis jetzt harmlosen Gäste, welche sich militärisch auf ihren Posten stellten, schienen ihm nicht eine so wahrscheinliche Vision zu sein, daß er sich wach geglaubt hätte.

Als aber Bourdet sich dem Fenster näherte, sah er unten im Schatten eine Gruppe Bewaffneter, welche lebhaft mit einander sprachen und sich zu berathen schienen; noch andere kamen durch den Blumengarten. Ein Helm ging ihnen voran und leuchtete wie ein unheilverkündendes Gestirn. Bourdet erinnerte sich der Befürchtungen des Palastvogtes und seiner beunruhigenden Prophezeihungen.

Er begriff nun Alles und stieß einen Schreckensruf aus, welcher Aubin erweckte.

Der aus dem Schlafe emporfahrende Knabe fing, als er seinen Vater so zitternd und bleich sah, ebenfalls an, zu

schreien. Bourdet hielt ihm seine eiskalte Hand auf den Mund. Aubin zuckte zusammen und schwieg, klammerte sich aber mit flehendem Blick an den Arm seines Vaters. Das Geräusch ward von der Treppe her stärker, und verworrene Stimmen fragten sich unter einander. Man unterschied das Klirren von Hellebarden und von auf die Stufen aufstampfenden Musketenkolben. Ein fernes Geschrei ließ sich hören und verstummte dann plötzlich — ohne Zweifel war es das der von den Angreifern überfallenen und geknebelten Diener.

Mit vor Entsetzen sich emporsträubendem Haar faßte der Advokat seinen Sohn in seine Arme, blies die Kerze aus und zog sich unwillkührlich nach der Thür des benachbarten Zimmers zurück, als er hörte, daß diese Thür sich leise ein wenig öffnete und eine fieberhafte, stammelnde Stimme, die Margarethens, ihn kaum hörbar fragte:

„Was giebt es denn? Was ist das für ein Lärm? Hat man uns entdeckt?“

In demselben Augenblick ließ sich auf dem Vorplatze ein lautes Getöse hören. Ein Schrank war in Trümmer geflogen.

Bourdet unterdrückte einen abermaligen Schrei Aubins, öffnete die Thür des Kabinets ganz, schob den Knaben in das Dunkel hinein, stieß mit dem Fuß und den Schultern die Thür wieder zu und stellte sich dann mit dem Rücken davor, nahe daran, ohnmächtig umzusinken und doch froh, seinen Sohn von dem furchtbaren Auftritte entfernt zu haben, den er ahnte, den er erwartete.

Schwerfällige Tritte hallten in seinem Zimmer. Er sah dunkle Gestalten, welche umhertasteten. Er fühlte den Hauch dieser Feinde, welche mit vorgestreckten Armen näher kamen.

„Zündet eine Fackel an!" rief eine feste Stimme, welche aus diesem halben Schweigen herausfuhr, wie der Donnerschlag aus einer Wolke.

Bourdet sah an der Brüstung des Fensters eine Blendladerne schimmern, von welcher bald ein hellerer Schein ausging, als einer der Eindringenden eine Fackel daran entzündete. Sieben oder acht der Männer standen in dem Zimmer in den seltsamen Stellungen, in welcher sie der leuchtende Strahl überrascht, während sie sich in der Dunkelheit zu orientiren suchten.

Auf der Schwelle aber stand ein weiter Mantel, gleich einem Leichentuche, von einem Helm überragt, so wie ihn zu jener Zeit die Edelleute im Gefecht trugen, gerade und schweigend, die eine Hand — man errieth dies — auf dem Knopfe eines Degens, welcher unter den Falten des Mantels hervorragte.

Bourdet errieth, daß dieser Mann der Anführer sei, welcher so eben Licht anzuzünden befohlen. Nachdem er einige Secunden lang das Zimmer und Bourdet betrachtet, welcher sich an dem Sims des Kamins anhielt, gab er einem von Denen, welche seine Befehle erwarteten, ein Zeichen, und der auf diese Weise Herbeigerufene näherte sich Bourdet.

„Was wollt Ihr von mir?" stammelte Bourdet, indem er seine scheuen Blicke umherschweifen ließ.

„Wir sind abgesendet, um bei Euch Haussuchung zu halten, wie in allen Wohnungen dieser Nachbarschaft," sagte der mit einem breitkrämpigen Hut bedeckte Mann, dessen Züge Bourdet nicht unterscheiden konnte, weil die Fackel ihn nur von hinten beleuchtete und den Schatten nach vorn warf.

„Thut das, meine Herren," stammelte der unglückliche Advokat, welcher sich verloren fühlte, weil die Haussuchung

nicht verfehlen konnte, ihn als strafbar erscheinen zu lassen. „Aber weswegen wird diese Nachforschung angestellt?“

„Das wißt Ihr eben so gut, als wir. Man sucht im Namen des Königs den Herrn Herzog von Vendôme.“

„Der ist nicht hier!“ rief Bourdet, die Hände faltend. „Ich schwöre, daß er nicht in mein Haus gekommen ist.“

„Ihr schwöret es?“ rief der furchtbare Frager.

„Ich schwöre es!“ wiederholte Bourdet, indem er betheuernd die Hand empor hob.

Der, welcher so eben gesprochen, wendete sich nach dem Mann mit dem Helm, wie um ihn um Rath zu fragen oder seinen Befehl zu hören. Dieselbe helle, gellende Stimme ließ sich wieder unter dem Visir hervor hören.

„Was der Herr sagt, kann wahr sein,“ entgegnete der Anführer. „Ihr habt bis jetzt noch nichts Verdächtiges bei ihm bemerkt. Ich werde ihn vollends verhören.“

Bourdet hörte diese Worte wie eine himmlische Harmonie. Seine Hoffnung verwandelte sich in Freude, als er den Mann mit dem Helm den Arm nach seinen Trabanten ausstrecken sah, welche sich verneigten und das Zimmer verließen, in welchem sich Bourdet nun mit diesem so nachsichtigen Edelmann allein sah. Und schon wollte er sich mit einigen warmgefühlten Worten bei ihm bedanken, als der Unbekannte ihm durch eine Geberde Schweigen gebot und dann, die Stimme senkend, zu ihm sagte:

„Es handelt sich nicht um Herrn von Vendôme. Was habt Ihr mit dem Manne gemacht, der Euch so eben einen Besuch abgestattet?“

Bourdet schauderte.

„Mit welchem Manne, mein Herr?“

„Mit dem Vogt des Parlamentspalastes," entgegnete der Andere in demselben festen und geheimnißvollen Ton.

„Der — der ist wieder fort," sagte Bourdet, welcher fühlte, daß es gefährlich sein würde, zu lügen.

„Gut. Was machte er denn bei Euch? — Antwortet mir schnell — ich habe nicht lange Zeit."

„Er kam in Geschäften."

„Er war von dem ersten Präsidenten abgesendet. Wo ist der Brief, den er Euch von ihm übergeben hat?"

Ein krampfhaftes Zittern schüttelte die Schultern und Knie des Advokaten. Durch die Spalten des Visirs hindurch sah man zwei braunrothe Augensterne leuchten, gleich denen eines Panthers in einem Dickicht.

„Mein Herr —" stammelte Bourdet.

„Gebt mir diesen Brief."

„Ich habe ihn nicht mehr — ich habe ihn verbrannt."

„Das ist die gewöhnliche Ausrede. Bedenkt aber, daß ich keine Zeit zu verlieren habe. Wo ist dieser Brief?"

„Auf meine Ehre, auf meine Seligkeit versichere ich Euch, daß ich ihn verbrannt habe, mein Herr. Die Asche davon liegt noch unten in meinem Zimmer. Ich will sie Euch zeigen, wenn Ihr wollt."

Ein krampfhaftes Zucken bewegte hinter dem Gitter des Helms die Züge, deren Blässe man errieth.

„Wenn Ihr dies gethan habt," sagte die zornige Stimme, „wenn Ihr wirklich diesen Brief verbrannt habt, so werde ich es bald erfahren. Was stand in diesem Brief des Präsidenten? Redet!"

Bourdet wollte gegen die Zumuthung eines solchen Verrathes protestiren.

„Redet!" wiederholte die Stimme gebieterisch.

Bourdet schüttelte langsam den Kopf; er hatte nicht die Kraft, „Nein“ zu antworten.

Ein Schweigen von einer halben Minute — eine halbe Ewigkeit — breitete sich in diesem Zimmer aus wie die Mahnung des Todes.

„Wohlan,“ hob der Vermummte wieder an, „da Ihr Euch weigert zu antworten, so will ich Euch sagen, was in diesem Briefe stand, durch welchen der Präsident Euch nach Paris rief.“

Bourdet zuckte zusammen.

„Forderte,“ fuhr der Unbekannte fort, „dieser Brief Euch nicht auf, Eure Unterstützung den neuen Aussagen einer gewissen Gefangenen zu leihen, welche man Fräulein von Coman nennt?“

Der Advokat faltete die Hände und wäre beinahe niedergesunken, als er auf diese Weise erfuhr, daß das Geheimniß des Präsidenten solchen Händen preisgegeben war.

„Ihr wißt also Alles!“ rief er erschrocken, als ob er zu einer der höllischen Mächte gesprochen hätte.

„Ich weiß wenigstens genug davon, um Euch zu zwingen, mir das Uebrige zu sagen,“ fuhr die Stimme gedämpft und immer eindringlicher fort.

„Mein Herr — ich verstehe Euch nicht.“

„Laßt diese Umschweife, diese Furcht, denn wenn Ihr mir als aufrichtiger Mann antwortet, so habt Ihr nichts von mir zu fürchten. Ich bringe Euch im Gegentheile eine Belohnung, eine glänzende Belohnung für die Offenheit, die Ihr mir beweisen, und für den Dienst, den Ihr mir durch diese Offenheit leisten werdet.“

Diese schmeichlerischen Versicherungen steigerten, weit ent-

fernt, Bourdet zu beruhigen, im Gegentheile seine Furcht auf's Höchste.

„Na, rasch!" rief der Unbekannte. „Habt Ihr die Absicht, der Aufforderung des Präsidenten Folge zu leisten? Wollt Ihr nach Paris gehen?"

„Ich — "

„Hütet Euch, zu lügen, und verstehet wohl, daß ich mich nicht durch Vorspiegelungen abfertigen lasse."

„Aber, mein Herr, wer seid Ihr, daß Ihr etwas von mir verlangt, was kein Mensch das Recht hat, von mir zu fordern?"

„Ich bin ein Mann, welcher will, daß Ihr nicht nach Paris gehet, daß Ihr kein Zeugniß für oder gegen Jemanden erstattet, und welcher Euch belohnen wird, wenn Ihr thut, was er verlangt, eben so wie er Euch züchtigen wird, wenn Ihr Euch ihm widersetzt."

„Mich züchtigen!" rief Bourdet. „Von meinem Gewissen bin ich Niemandem Rechenschaft zu geben schuldig."

„Es giebt auf dieser Welt eine Macht, welcher man stets Rechenschaft giebt," entgegnete der Vermummte langsam, ohne aus seiner eisigen Zurückhaltung herauszutreten, „und diese Macht ist der Tod."

Der Advokat schauderte.

„Wenn Ihr nach Paris geht, wenn Ihr dem Präsidenten von Harlay in der Sache, welche er durchsetzen will, dient, so seid Ihr ein Kind des Todes. Also entscheidet Euch und gebt mir Bürgschaften."

„Gott verbietet mir, Euch zu gehorchen, mein Herr," entgegnete Bourdet an allen Gliedern zitternd.

„Dann befiehlt er Euch also, zu sterben!" entgegnete der Unbekannte mit furchtbarer Stimme, welche jetzt zum ersten Male in ihrem natürlichen Klange sich hören ließ.

In demselben Augenblicke ließ sich ein dumpfes Geräusch in dem Nebenzimmer hören, dann vernahm man ein Getöse von an einander gestoßenen Möbels, von halb erstickten Worten und krampfhaften Bewegungen.

Von einem neuen Schrecken gepackt, drehete Bourdet sich herum.

„Es ist Jemand hier gewesen!" rief der Unbekannte; „Jemand, der uns gehört hat!"

„Es ist mein Sohn — ein Knabe, der sich fürchtet, weil er mich nicht mehr sieht."

„Oeffnet diese Thür."

„O, thut meinem kleinen Aubin nichts zu leide!"

„Oeffne, sage ich Dir, wenn Dir Dein Leben lieb ist!"

Die Hand des Vermummten fuhr mit einem schweren Pistol bewaffnet aus der Falte seines Mantels heraus.

„Geht hinein, mein Herr, geht selbst hinein," rief Bourdet, durch die Angst überwunden, indem er das Gesicht mit den Händen bedeckte.

Der Vermummte holte seine Fackel hervor und wollte den Schlüssel in dem Schloß umdrehen. Ein unerwarteter Widerstand hielt ihn auf.

„Man hat von innen den Riegel vorgeschoben," rief er. „Du hast mich also belogen, Elender!"

„Oeffnet!" rief Bourdet, indem er den Mund an die Thür legte. „Oeffnet, Madame! öffne Aubin — öffne, mein Sohn, um uns alle Beide zu retten."

Nichts antwortete, als ein entsetzliches Schweigen.

„O, ich errathe!" schrie der Unbekannte. „Die, welche sich hier versteckt halten, haben mich gehört und sie fliehen und nehmen den Brief mit fort, den Du mir verweigert hast. Wehe Jedem, den ich hinter dieser Thür finde!"

Er nahm einen wüthenden Anlauf und sprengte mit einem Fußtritt gleich dem Stoß eines Mauerbrechers die Thür in zwei Stücken, durch deren Oeffnung er sich mit wilder Gier hindurchstürzend ein offenes Fenster, ein an dem Balkon angebundenes Tuch und zwei menschliche Gestalten sah, welche sich rasch in dem Nebel entfernten.

„Sie sind fort!“ rief Bourdet wie betäubt, obschon auch ein Gefühl der Freude sich in seinem Herzen regte.

„Ich hatte es wohl gesagt. Sie fliehen — sie entwischen mir — Tod, Tod Jedem, welcher fliehen will!“

Man hörte die Tritte der Soldaten, das Klirren der Waffen, schnelles Laufen in dem Blumengarten. In demselben Augenblicke vernahm man an der Thür der kleinen Treppe das Geschrei Marcellens, welche ihren Herrn und ihren lieben Aubin rief, und den ganzen Tumult übertäubte.

„Marcelle! Man mordet uns! — Hülfe! Hülfe! Mörder! Mörder!“ antwortete Bourdet wie wahnsinnig bei dem Gedanken, daß diese Elenden seinen Sohn wieder einfangen und vielleicht ermorden würden. Mit herzzerreißendem Schluchzen eilte er an das Fenster.

Der Vermummte aber drehte sich nach der von seinen Begleitern besetzten Eingangsthür herum und rief mit Donnerstimme:

„Meine Herren, ich habe mich so eben überzeugt, daß die Mitschuldigen des Herrn von Vendôme doch in diesem Hause sind. Rebellion! Rebellion gegen den König! Macht Alles nieder, was Widerstand leistet, oder schreit, oder die Flucht ergreifen will — Alles!“

Der zweite Trupp verbreitete sich sofort wie ein wüthender Strom durch das Haus.

„Ha! Du Henker!“ rief Bourdet, der sich mit seinem

Gegner wieder allein sah, „Du lügst vor dem Antlitz des Himmels! Wie kann mein armer eilfjähriger Knabe gegen den König rebelliren."

Der Unbekannte hob sein Pistol bis zur Höhe des Herzens seines Schlachtopfers.

„Ja oder Nein!" murmelte der Unbekannte mit düsterer Stimme. „Wirst Du morgen nach Paris gehen? Wirst Du dem Präsidenten gegen uns dienen? Ja oder Nein!"

„Ich würde antworten, wenn ich meinen Sohn sähe," sagte der unglückliche Vater in der wilden Angst der Verzweiflung.

Man hörte draußen mehrere Schüsse in der Richtung vom Flusse her knallen. Bourdet richtete sich auf. Sein Auge füllte sich mit Drohungen und sein Mund mit Verwünschungen.

„Man hat mein Kind getödtet," sagte er.

„Sprich," wiederholte der Vermummte.

„So tödte mich doch! Es ist feig, mich so leiden zu lassen."

„Wirst Du antworten, Elender!"

„Nur Gott allein antworte ich," entgegnete Bourdet, sich an die Wand lehnend, die Augen gen Himmel richtend und die Seele schon auf den Lippen, während die Mündung der Waffe sich seiner Brust näherte.

„Du willst nur mit Gott sprechen? Etwas Besseres verlange ich gar nicht," sagte der Mörder mit grimmigem Lächeln.

Der Schuß knallte. Der Unglückliche hob die Arme zu dem ewigen Herrn der allwaltenden Gerechtigkeit empor, welcher er sein Kind und seine Rache empfahl, dann schloß er die Augen, sank auf die Diele nieder und fiel todt quer über die Schwelle hinweg.

Der Unbekannte visitirte kaltblütig den Leichnam und als er nicht fand, was er suchte, sagte er:

„Der Tod hat das Geheimniß der Lebenden ausgelöscht. Nun kommt es dem Feuer zu, das Geheimniß des Todes zu ersticken!“

Er näherte die brennende Fackel den Vorhängen und Trümmern der zerbrochenen Thür. Dann warf er das brennende Wachs auf diesen Trümmerhaufen und eilte aus den Zimmer hinaus, um sich bei seinen Soldaten nach dem Flüchlingen zu erkundigen, welche sie wieder einfangen sollten.

Mittlerweile war Margarethe, nachdem sie auf wunderbare Weise aus dem Fenster herab auf den Boden geglitten, Aubin an der Hand führend, so schnell als möglich davongeeilt und erreichte keuchend den Rand des Flusses. Hinter ihr rief und schrie man — sie lief immer weiter. Plötzlich knallten Schüsse, Kugeln pfiffen über ihren Kopf hinweg, sie verdoppelte ihre Schnelligkeit, aber der Knabe, den sie führte, konnte nicht mehr laufen, und als sie ihn drei oder vier Schritte weit geschleppt, glaubte sie, er sei vor Schrecken ohnmächtig geworden und nahm ihn eben so heldenmüthig als mitleidig in ihre Arme, indem sie sagte:

„Ich werde Dich trotzdem retten.“

Schon gewahrte sie den Schiffzieherweg, die Böschung des Ufers, das dunkelfarbige Wasser und hörte das Geplätscher der Ruder, welche ihr die Rettung verkündeten.

Behend und mit verzehnfachten Kräften gewann sie vor ihren Verfolgern einen immer größeren Vorsprung, plötzlich aber glitten ihre Hände, welche das Kind hielten, längs des kleinen Körpers in einer schwarzen, heißen Feuchtigkeit hin. Sie näherte ihr Gesicht Aubins Brust — kein Athemzug mehr! Ihr Gesicht fuhr, ebenfalls naß und lau wie ihre Hände,

zurück. Es war Blut! Das Blut des armen Schlachtopfers, welches so dicht an ihrer Seite von einer Kugel getroffen worden!

Margarethe stieß einen Schrei aus, taumelte, streckte die Hände aus, wie um einen Retter zu rufen. Ihre Bürde entfiel ihr und sie sank leblos neben dem Kinde in den Sand.

Ungefähr eine halbe Stunde später kehrte Bernard ganz heiter und fröhlich gestimmt durch den Park zurück. Er lachte mit Cadenet.

Mehrere in der Ferne durch die Nacht hallenden Musketenschüsse überraschten ihn zuerst und bewogen ihn, den Kopf emporzurichten.

Ein fahler Schein stieg allmälig immer höher hinter den Bäumen herauf. Die beiden Freunde galloppirten erschrocken vorwärts. Das Schloß brannte, öde, verlassen, majestätisch in seinem Entsetzen erregenden Anblick.

Bernard stürzte sich wild mitten durch die Flammen hindurch und rief und schrie.

Er fand hier nur die Leichen seines Vaters und Marcellens — aber Aubin, aber Margarethe, wo waren diese? Die Unordnung in dem anstoßenden Kabinet, die an dem Fenster brennenden Tücher bezeichneten ihm eine Spur. Er verfolgte sie keuchend, bis er, während die Feuersbrunst die blutige Fährte erleuchtete, entdeckte, daß sie nach dem Ufer des Flusses führte.

Hier sah man Fußtapfen von Frauen- und Männerfüßen wild durch einander, als ob ein Kampf stattgefunden, Blutpfützen, welche der Sand einsog, und Spuren von Händen, die sich in den Boden gewühlt.

Weiter unten floß das Wasser rasch, tief und stumm, und trug seinen Antheil an dem Geheimniß hinweg. In dieser

flammenden Einsamkeit, in diesem Chaos, in diesem Blutbade verlor Bernard durch Gottes Gnade den Verstand und das Bewußtsein des Lebens. Nachdem er diese letzten Spuren seines unglücklichen Bruders tausendmal betastet und geküßt, sank er auf das blutige Gras nieder und öffnete die Augen nicht wieder.

„O," murmelte Cadenet, „der Knabe ist ermordet worden wie der Vater, wie die treue Dienerin, und dieses schweigsame Wasser wälzt auch Leichen mit hinweg! — Wer weiß, ob hier nicht eine furchtbare Rache zum Grunde liegt! Nur in Paris und mit Hülfe meines Bruders kann ich diesen unglücklichen Bernard schützen und retten."

Er hob den leblosen Körper seines Freundes in seinen Armen empor, lud ihn in einen verschlossenen Wagen, welchen er zu Pferde escortirte, und am nächstfolgenden Tage Abends langte der traurige Zug verstohlen in der Straße de la Cerisaie bei dem Bader Lavienne an.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Die Florentinerin und die Spanierin.

Seit der Plünderung des Hotels Ancre waren der Marschall und seine Gemahlin Gäste im Louvre.

Maria von Medicis hatte ihrer Freundin ein Asyl gewährt. Gleich dem Jagdhunde in der Fabel aber war die verzweifelnde Leonora, obschon sie sich von Seufzern nährte und durch Thränen tränkte, doch die eigentliche Herrin des Hauses geworden. Sie herrschte hier im Namen des Respekts, welchen man dem Unglück schuldig ist, und gebrauchte, oder besser gesagt, mißbrauchte dieses Vorrecht in Bezug auf Alle, welche das Vorrecht hatten, weniger unglücklich zu sein als sie.

Nichts hatte sie trösten können.

Der Verlust so vieler Schätze, der ihr widerfahrene Schimpf schien ihr, wie sie sagte, nur ein Vorspiel der sie noch ferner erwartenden Schläge des Schicksals zu sein. Hierin täuschte sie sich auch nicht.

Die von Mitleid erfüllte Königin befahl durch ihr Beispiel Fügsamkeit. Da der von der Marschallin erlittene

Schaden ein reeller war, so versuchte man, ihr Entschädigungen zu gewähren. Zu jener Zeit despotischer Grillen übten die Fürsten gegen ihre Völker zuweilen eine wahrhaft väterliche Schonung. Einfache Verwaltungsmaßregeln jagten Denen Furcht ein, welche vielleicht vor einer Bartholomäusnacht nicht zurückgebebt wären.

Demgemäß ließ die Königin die Geistlichen von Paris bitten, in ihren Predigten zu erklären, daß sie die Wiederauslieferung der der Marschallin bei Plünderung ihres Hotels gestohlenen Gegenstände sehr gern sehen würde. Man forderte daher die Gläubigen auf, wieder zurückzugeben, was sie genommen hatten. Man versicherte sie der göttlichen Verzeihung und der königlichen Dankbarkeit.

Diese wunderliche Maßregel würde auch ihre Wirkung nicht verfehlt haben, wenn nicht Picard, der Schuhmacher, im ganzen Stadtviertel herumgelaufen wäre und seinen Nachbarn gesagt hätte, daß den Ratten und Mäusen niemals eine plumpere Falle gestellt worden sei, daß die Wiederherausgabe eines gestohlenen Gegenstandes zugleich ein Geständniß des Diebstahls in sich schließe, daß das Geständniß hinreiche, um die Verurtheilung des Diebes herbeizuführen und daß man, wenn man nicht hundertmal dümmer wäre als ein Vieh, sich nicht auf diese Weise den Strick um den Hals werfen lassen würde.

Er setzte hinzu, daß seine Moral eine ganz uneigennützige sei, weil er, Picard, bei dieser Plünderung nichts für sich behalten, was, wie man wußte, auch vollkommen gegründet war, da der Schuhmacher, nach dem Ruhm der alten Römer trachtend, seinen Vorbildern wenigstens in einer ihrer Tugenden nachahmen mußte. Die Uneigennützigkeit konnte eine dieser Tugenden sein.

Man schenkte Picard Gehör. Vielleicht hatte er auch

nicht ganz Unrecht. Leonora hätte, sobald sie einmal von den Namen dieser Diebe unterrichtet gewesen wäre, vielleicht Gelegenheit zu finden gewußt, sie für den Schaden büßen zu lassen. Die große Stadt mit den verbarrikadirten Häusern, den krummen Straßen, den unbekannten Grüften, den unauffindbaren Wohnungen, dieser aus einer halben Million kleiner Spelunken, von welchen die eine immer geheimnißvoller und schlauer angelegt war als die andere, gebildete ungeheure Abgrund bewahrte das Geheimniß der Plünderer und verhehlte die gestohlenen Sachen.

Mittlerweile sah die Königin im Louvre die Wolken der Schwermuth auf der Stirn ihrer Favoritin immer düsterer werden. In der Nähe der Gemächer des Königs und der jungen Königin einquartirt, kritisirte Leonora in bitterem Tone die Einrichtung der Zimmer und ihre Ausstattung. Sie stritt sich über die geringsten Einzelnheiten des Dienstes, beklagte sich, daß sie dem Schlosse zur Last fallen müsse, und verlangte jeden Augenblick einen für ihre Lebensgewohnheiten nöthigen Gegenstand, den die Pariser Banditen ihr genommen, und der im Louvre nicht gerade wieder in dieser Gestalt zu haben war. Sie bejammerte ihre Reliquien, ihre kleinen Altäre, beweinte ihre Gemälde und zuckte die Achseln bei dem Anblick der allerdings sehr seltenen, welche die königliche Wohnung zierten.

Fortwährend zankte sie sich mit den dienstthuenden Capitänen wegen des Lärms, welchen die Ablösung der Wachtposten verursachte.

Kurz, sie war sich selbst unerträglich und allen Andern verhaßt. Concini, der Marschall, trug ein ganz entgegengesetztes Verhalten zur Schau. Er spielte den Resignirten und übertrieb seine Verluste, um dadurch seine Großmuth um so

auffallender erscheinen zu lassen. Er versicherte, daß er in den Kellern des Hotels in der Straße Tournon über zwei Millionen zurückgelassen habe.

Diese in dem Tone eines tragischen Schauspielers ausgesprochenen Klagen brachten die Königin zur Verzweiflung, und sie suchte in aller Stille die Mittel auf, um dieses erhabene Unglück wieder gut zu machen.

Es ward ihr eine gute Idee angerathen. Aber von wem? Die Geschichte hat es uns nicht gesagt, und dies ist Schade. Der Urheber einer solchen Erfindung verdiente bekannt zu sein. Man beschloß nämlich, daß ein ungeheurer Wagen von einem einzigen Fuhrmann geführt im Schritt und zwar gegen Abend durch die Straßen der Stadt fahren solle. Eine kleine hinten angebrachte Leiter sollte den reuigen Plünderern erlauben, auf den Wagen hinaufzusteigen, um die schwersten Gegenstände hineinzulegen; die leichteren konnten durch die Fenster in den Wagen geworfen werden. Die Dunkelheit sollte diesen Akt der Reue begünstigen. Auf diese Weise könnte Jeder sein Gewissen beruhigen, ohne seine persönliche Sicherheit zu gefährden.

Das Mittel gelang. Eine bedeutende Anzahl zerbrochenen Geschirrs, aufgesprengter Kisten und metallener Gegenstände fielen in den Wagen, aber dies war nicht der größere Theil. Eine Menge Ringe, kostbare Möbels, silberne und goldene Gefäße wurden zu Hause verbrannt oder in Bruchstücken halb in den Wagen, halb in den Koth geworfen, oder in Barren verwandelt und gar nicht zurückgegeben.

Der Haß, den man gegen den Marschall von Ancre hegte, war so groß, daß viele dieser Restitutionen auf Antrieb des Gewissens, oder durch die Furcht vor weltlicher Strafe, dabei aber unter Verhältnissen geschahen, daß es besser gewesen

wäre, wenn man nichts wieder herausgegeben hätte. Die Gemälde waren zerrissen und zerkratzt, die Statuen verstümmelt, die Stoffe beschmutzt, die Flaschen geleert, die Fässer eingeschlagen oder mit Unrath angefüllt. Dies war fast durchweg der Ersatz, welchen die Stadt Paris der Marschallin von Ancre leistete.

Als der Wagen nach dem Louvre zurückkam, als Leonora ganz allein mit ihrem Vertrauten und Gemahl alle diese Trümmer ausladen ließ, da drohete ihr das schon von Bitterkeit gefüllte Herz vor Zorn fast zu brechen. Sie kehrte verzweiflungsvoll in ihr Zimmer zurück und erschreckte auf ihrem Wege dahin Alle, welche den schönsten Entschluß gefaßt, sie zu beklagen oder zu beglückwünschen.

Maria von Medicis wagte, die Höhle der Löwin zu betreten. Ihre blitzenden Augen aber, ihr donnerndes Gebrüll jagten ihr Furcht ein. Sie beschränkte sich daher auf einige flüchtige alltägliche Tröstungen und warf einige Versprechungen hin, die wenigstens eben so unbestimmt waren.

Concini versuchte ebenfalls, nicht Tröstungen, wohl aber Rathschläge. Leonora schleuderte ihm einen Blick zu, vor welchem er verstummte. Die Königin verwies ihr in sanften Worten ihre vielleicht ein wenig heidnische Erbitterung.

„Euch ist es allerdings sehr leicht, mit dieser Ruhe zu sprechen," entgegnete Leonora, vor Zorn bebend. „Ihr habt Eure Möbels. Man baut Euch einen Palast außer dem, welchen Ihr schon besitzt. Arm, sehr arm, wie Ihr selbst wißt, in Paris eingezogen, verfüget Ihr heute über die Habe eines ganzen Volkes. Ich, die ich durch Ordnung und Klugheit Etwas vor mich gebracht, sehe mich dessen durch Eure Leute, durch Eure Unterthanen beraubt. Und dennoch habe ich Euch einen Thron gegeben und Ihr gebet mir dafür nicht

einmal die Sicherheit, welche dem geringsten Bürger Eurer Städte gebührt. Wo sind meine Hausgeräthschaften? Wo sind meine Schmucksachen, meine Edelsteine, die Ihr selbst bewundertet, die Ihr mir selbst gegeben, die Ihr selbst habt fassen lassen und die ich deswegen so werth hielt? Denn ich habe ein Herz; ich bin nicht undankbar; ich vergesse nicht die Wohlthaten, die man mir erwiesen! Meine armen Gemälde von Raphael, wo sind sie? Wo sind meine Broncestatuen von Jean von Bologna und mein Toilettentisch von Benvenuto, und meine Reliquienschränke und meine Hausgenien? Die Räuber haben Alles gestohlen, Alles zerissen, Alles gesehen, sie haben das Innere meines Hauses gesehen! O, Entweihung! o Elend! In der Stadt, in welcher eine Medicis herrscht, ist Leonoren ein solcher Schimpf angethan worden!"

Die Königin und Concini sahen einander stumm und erschrocken an. Marien fiel es nicht einmal ein, in Zorn zu gerathen, so sehr hatte ihre Favoritin sie daran gewöhnt, dergleichen Ausbrüche ruhig zu ertragen.

Concini jedoch wollte die ein wenig zu sehr vergessene Majestät seiner Königin rächen.

„Mir scheint," sagte er zu seiner Gemahlin, „als gingest Du in Deinem Schmerz etwas zu weit. Nicht die Königin ist es, an die Du Dich halten mußt, sondern Gott — Du bist die Unterthanin der einen eben so gut als des andern."

Bleich und wüthend richtete Leonora sich empor.

„Das ist ein niedlicher Rathgeber," rief sie, „welcher es wagt, mir Vorwürfe zu machen! Vergißt der Elende, wer ich bin und wer er ist? Wie er sich doch unter seinem Marschallkittel geberdet! Concini, mein lieber Freund, hast Du Dein Elend und die durchlöcherten Kleider vergessen, die ich Dir ausbesserte? Hast Du die Tage ohne Brod und die Hand

vergessen, die ich jetzt von Ringen bedeckt sehe und welche Du damals nach einem Almosen ausstrecktest? O, spiele mir doch keine Komödie vor. Ich bin der Schmied des Glückes so vieler Leute und ganz besonders des Deinigen. Glaubst Du, daß Dir mit Deinem einfältigen Gesichte etwas Anderes gelungen wäre, als zu verhungern? Wer hat Dich denn emporgebracht? Wer hat Dich abgehalten, tausend dumme Streiche zu begehen? Wer hat Deinem hohlen Gehirn die wenigen Ideen eingeblasen, welche Du gehabt zu haben schienest? Ah, Du spielst den Geduldigen, Du spielst den Muthigen! Wer weiß, vielleicht hast Du eine geheime Börse, aus welcher Du schöpfest; vielleicht erfreuest Du Dich geheimer Tröstungen. Ein so schöner Mann — mit einem Gesicht wie von weichem Teig, einem Körper so krumm und gebrechlich wie sein Marschallsdegen! Du wirst wohl von schönen Damen unterstützt, nicht wahr? Ich freilich bin alt; ich bin kaum den Sarg werth, in welchen Du mich zu legen gedenkst, um das Leben von Neuem zu beginnen! Das ist es, was er denkt, der Bösewicht! Ich durchschaue ihn recht wohl. Aber Du bist noch nicht dahin, wo Du zu sein glaubst, weder Du noch Die, welche Dich unterstützen."

Und während sie diese letzten Worte sprach, warf sie sich, in Thränen gebadet und von Schluchzen zerrissen, in einen Sessel.

Die Königin und Concini sahen einander wieder an, während die unglückliche Florentinerin einen Schmerz zu verhehlen suchte, den sie als schimpfliche Schwäche betrachtete.

„O, wenn ich weine," rief Leonora, „so geschieht es aus Wuth, nicht etwa aus Kummer."

„Du mußt gar nicht weinen," antwortete die Königin. „Du bist ja bei Freunden, welche Dich lieben."

Die Florentinerin zuckte die Achseln.

„Bei Freunden, welche Dich schätzen," fuhr Maria fort, „und welche Dir wiederzugeben wissen werden, was Du verloren hast."

„Hundertfach," sagte Concini und glaubte, sie dadurch zu beruhigen.

„Schweig, Erbärmlicher!" rief ihm Leonora, sich wieder aufrichtend, zu. „An Allem bist Du Schuld. Dieser Haß des Volkes von Paris gilt nicht mir, sondern nur Dir. Das Volk weiß recht wohl, daß ich nichts Böses thue; es weiß recht wohl, daß ich brav und verständig bin, Dich aber verwünscht es, Dich verachtet es, Dich, einen Elenden, der in seinen Jahren noch den Galanten spielen möchte, der sich ein fürstliches, ein königliches Ansehen zu geben sucht."

Der Marschall zuckte zusammen. Die Königin ward bleich.

„Es giebt in Frankreich weiter keinen König, als den König," sagte sie, indem sie sich auf die Lippen biß.

„Und Du lästerst," setzte Concini hinzu.

„Geht zum Teufel! Du zuerst!" entgegnete Leonora aufspringend und ihm mit den Augen und den Nägeln drohend. „Du reizest meine Nerven, Du machst, daß mir das Blut siedet! Das wundert Dich wohl? Du Bildsäule von Gyps, die nichts als Wasser in den Adern hat. Gleich entferne Dich aus meinem Zimmer, wenn Du nicht willst, daß ich Dir noch mehr Wahrheiten sage."

Der Marschall ließ entweder aus Zorn oder aus Klugheit sich dies nicht zwei Mal sagen, sondern entfernte sich.

„Was Euch betrifft, Madame," hob Leonore wieder an, „so helfen mir Eure Betheuerungen durchaus gar nichts. Nicht dieses Geld ist es, was ich liebe. Damit mache ich mich

nicht bezahlt. Ich opfere mein Blut, meine Seele, mein Leben und halte keine schöne Reden. Es ist möglich, daß Ihr es vergessen habt, aber dann um so schlimmer für Euer Gewissen."

„Ihr erinnert mich zu oft daran, als daß ich es vergessen könnte," sagte die Königin endlich, auf's Aeußerste getrieben. „Euer Charakter wird unmöglich zu ertragen. Euer Gatte sagt es nicht, aber —"

„O, Madame, laßt doch meinen Gatten aus dem Spiele! Mit diesem habe ich es allein zu thun. Wenn ich an meinem Gatten Unrecht handle, so seiet nachsichtig, wäre es auch nur um der Erinnerung willen. Habt Ihr vielleicht gegen Euren Gatten mehr Geduld gezeigt, als ich gegen Concini?"

„Ha!" rief Maria von Medicis, und ihre Augen begannen zu funkeln.

„Schreiet, wenn Ihr Lust habt," entgegnete Leonora. „Diejenige von uns, welche am lautesten schreit, wird zuletzt vor der Welt Recht behalten, das glaubt mir."

Bei diesen listig berechneten Worten fühlte die Königin Mutter sich von einem Schauer durchrieselt. Sie begriff dieselben so gut, daß sie, um nicht die Anwendung derselben herbeizuführen, sich zurückzog und Leonora ungehindert triumphiren ließ.

So viele Gemüthsbewegungen aber mußten diese gebrechliche Natur endlich zähmen. Nur die Seele besaß eine wirkliche Widerstandskraft; der Körper brach zusammen, sobald der Kampf vorüber war. Leonora blieb, beinahe ohnmächtig, unbeweglich in ihrem Sessel liegen, ohne zu rufen, ohne heftig zu athmen, denn sie fürchtete, ihre kranke Brust zu zerbrechen.

In diesem Zustand gänzlicher Entkräftung verging eine

Viertelstunde. Sie fand zuletzt eine gewisse Ruhe, einen gewissen Reiz darin; die ganze Welt verließ sie — dies war eine Genugthuung; die ganze Welt hatte Unrecht — sie allein war auf dieser Welt etwas werth.

Plötzlich hörte sie über ihrem Kopfe das Geräusch von Tritten und hin- und hergerückten Stühlen und Gelächter, welches durch die starke Decke gedämpft ward.

Wer wagte denn, so nahe bei ihr zu lachen, während sie nicht lachte?

Es war in dem Zimmer der jungen Königin. Der König bewohnte die erste Etage, während die Marschallin im Entresol logirte.

Bald wichen das Gelächter und die Stimmen dem Klange von Instrumenten, und diese Instrumente setzten flinke Füße in Bewegung, welche über Leonora's Kopf herum zu trippeln begannen.

Dieses unzeitige Tanzen weckte Leonora wieder auf, und sie runzelte die Stirn.

Sie ruft ihre Frauen und befragt sie. Man sagt ihr, daß die Königin einen Fandango tanzen lasse, zu welchem der König die Musik componirt habe. Der Gedanke, daß man da oben lacht, daß man sich amüsirt, während sie leidet und verzweifelt, entwickelt in ihr ein Fieber von Wuth, dessen Anfälle sich je nach der Wiederkehr und der Lebhaftigkeit der Pas und Ritornelle vervielfachen. So wie die Gäste des Königs tanzen, zittert Leonora's ganzer Körper. Nur ist das, was oben Freude und Vergnügen ist, unten Schmerz und Zorn.

Die Qual wird unerträglich. Leonora ruft und ruft — zum Wahnsinn getrieben. Alle ihre Leute eilen herbei, Corbinelli an ihrer Spitze.

„Geht einmal hinauf, Corbinelli," befiehlt die Marschallin, „und saget dem König, ich hätte Kopfschmerzen, ich litte fürchterlich, und ich ließe ihn bitten, für seine Nachbarn etwas weniger Lärm zu machen."

Diese Worte, welche sie in einem Paroxysmus von Wuth ausgesprochen hat, erscheinen so seltsam, daß Einer den Andern erschrocken ansieht. Allerdings ist der König von Frankreich im Vergleich mit der Frau Marschallin nur eine geringe Person, aber wenn man dies auch denkt, so will doch Niemand den Auftrag übernehmen, es ihm in's Gesicht zu sagen.

Corbinelli reibt sich die Stirn, zögert und bebt vor der Enormität dieser Mission zurück.

Leonora aber will, daß man ihr gehorche. Sie dreht sich um, und als sie den Italiener noch immer wie angewurzelt auf derselben Stelle stehen sieht, schleudert sie ihm einen Blick zu, vor welchem er entsetzt zum Zimmer hinausspringt.

Während Corbinilli noch über ein Mittel nachdachte, alles in's Gleiche zu bringen, erblickte er Herrn von Luynes, welcher die Treppe hinaufging, um sich zu seinem Herrn zu begeben. Er redet ihn an, und überliefert ihm unter tausend freundschaftlichen Grimassen den Auftrag mit dem besten Honig überzogen, den jemals italienische Lippen destillirt haben.

Dann eilt er davon und schließt seine Thür wie der Mineur, welcher die Lunte angezündet hat und sich nun an einen vor der Explosion geschützten Ort stellt.

Als Luynes sich auf der Treppe allein sah, lächelte er, dachte einen Augenblick nach und ging dann vollends hinauf zu dem König, dessen Gesicht eine ziemlich ungewöhnliche Freude zu erkennen gab. Seine Musik hatte Erfolg gehabt.

„Schlimm für den, der sie nicht gehört hat!" rief der König, als er seinen Günstling erblickte, ungefähr in dem=

selben Tone, in welchem Heinrich der Vierte gesagt hatte: „Hänge Dich, tapferer Crillon; wir haben die Schlacht bei Arques geschlagen!“

„Wo waret Ihr denn, Herr von Luynes,“ fragte Anna von Oesterreich mit einem Lächeln, „daß Ihr diese reizende Musik nicht gehört habt?“

„Madame, ich war gegangen, meinen Bruder Cadenet zu besuchen, welcher krank zu Hause liegt,“ entgegnete Luynes.

„Er wohnt bei Lavienne, glaube ich?“

„Ja, Madame.“

„Geht es denn besser?“

„Es ist ziemlich noch wie vorher,“ fuhr Luynes fort.

„Aber eine Viertelstunde eher hättest Du doch kommen können,“ setzte der König mit strahlend heiterer Miene hinzu. „Du weißt, daß man Deinetwegen nicht noch einmal von vorn anfangen wird.“

„O ich hoffe, man wird noch einmal von vorn anfangen,“ rief die Königin.

„Ich bin auf der Treppe aufgehalten worden,“ sagte Luynes nachlässig; „außerdem wäre ich schon vor dem Concert hier gewesen.“

Dieses kostbare Wort war nicht bestimmt, umsonst gesprochen zu werden.

„Wie? auf der Treppe?“ fragte die Königin wie durch einen verstohlenen Blick aufgefordert. „Was giebt es denn auf der Treppe?“

„Es sind dort die Gemächer der Frau Marschallin,“ antwortete Luynes.

„Nun, was gehen diese denn Dich an?“ fragte der König.

„Sire, die Frau Marschallin ist heute Abend leidend,“

fuhr der Günstling fort, „und sie läßt Eure Majestät bitten, weniger Lärm über ihrem Kopfe zu machen."

Ein durch den Respekt gedämpftes Murmeln grollte um den König herum, welcher erröthete. Anna von Oesterreich ward bleich und befragte Luynes mit einem Blick, als ob er etwas gesagt hätte, was man unmöglich glauben könnte.

Luynes beantwortete diesen Blick nur durch eine Verbeugung.

Ludwig der Dreizehnte schien den Kelch mit seiner gewohnten Resignation zu trinken. Als alle Nuancen des Zorns, der Scham und der Schüchternheit auf seiner Stirn und auf seinen Wangen hinter einander gefolgt waren, sagte er ganz leise zu der Königin:

„Wenn Frau von Ancre leidend ist, so wollen wir unsere Musik nicht noch einmal anfangen; was meint Ihr dazu?"

„O, Sire," rief die Spanierin vor Zorn kochend, indem sie mit ihrer kleinen kräftigen weißen Hand die seine drückte, „ich bitte Eure Majestät, das, was Ihr mir so eben gesagt, nicht laut zu wiederholen; denn um Alles in der Welt, ja, um meiner Seligkeit willen, möchte ich nicht, daß ein Ohr meines Landes es hörte. Ich bin eine Königstochter, Sire."

„Und ich, bin ich nicht das Kind eines Königs so gut wie Ihr?" fragte Ludwig der Dreizehnte.

„Dann antwortet etwas Anderes," unterbrach ihn Anna von Oesterreich, „damit wir nicht vor unsern Dienern gedemüthigt werden."

„Thut wie Euch beliebt, Madame," entgegnete der junge König, nachdem er einen Augenblick geschwiegen. „Ich für meine Person habe Abscheu vor Zänkereien, welche dann allemal vor meine Mutter kommen."

„Eure Majestät ermächtigt mich also, zu antworten?"

„Ihr seid eine Königstochter — Ihr habt es selbst gesagt — thut was Ihr wollt."

Anna von Oesterreich näherte sich Luynes, der in einem Winkel des Zimmers stand und diese eheliche Scene beobachtete, während er that, als ob er sich nur mit der Musik und den Lobsprüchen beschäftigte, welche man derselben machte.

„Mein Herr," sagte sie zu ihm, „meldet der Frau Marschallin, daß wenn wir sie im Louvre stören, wir, die wir doch nicht störend sind, es ihr freisteht, anders wohin zu gehen."

Luynes zuckte zusammen. Sein intelligentes ruhiges Auge schien der Königin zu sagen, daß dies eine vielleicht zu frühzeitige Kriegserklärung sei.

„Mit dem Scharmützel beginnt man allemal," entgegnete Anna von Oesterreich nicht weniger intelligent als ihr Bruder. „Geht, mein Herr."

Luynes verließ das Zimmer. Er war aber noch nicht drei Stufen hinab, als seine Position ihm so klar ward, daß er darüber erschrak. Sollte er selbst zu Leonora gehen und ihr diese furchtbaren Worte in's Gesicht werfen? Sollte er sich eine Feindin von diesem Ingrimm, diesem Charakter machen, ohne zuverlässigere Beschützer zu haben?

Plötzlich erinnerte er sich der Gewandtheit, womit Corbinelli sich seines Auftrages entledigt hatte, und beschloß, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Der ungeduldig das Resultat erwartende Italiener steckte gerade in diesem Augenblick seinen indiscreten Kopf zur Thür der Vorhalle heraus.

Luynes erblickte ihn und rief ihn mit lachender Miene.

„Heda!" rief er, „ich bringe die Antwort."

„Kommt herein! kommt herein!" rief Corbinelli; „ich will Euch sogleich einführen."

„Nein, das ist nicht nöthig. Der König und die Königin lassen der Frau Marschallin sagen, daß sie, da sie diese Musik nicht hören kann, sehr klug thun würde, wenn sie anderwärts übernachtete.“

Nachdem er dies gesagt, eilte er davon. Corbinelli blieb verblüfft und verlegener als vorher stehen.

Ein zorniger Klingelruf Leonora's erweckte ihn zum Bewußtsein der schmerzlichen Wirklichkeit. Er mußte die Antwort überbringen, denn oben hatten die Musik und der Tanz toller als vorher wieder begonnen.

Die Marschallin sprühete, als sie die königliche Antwort erhielt, Feuer aus den Augen, knirschte mit den Zähnen und schrie in einem Anfall von Wuth, mit welchem im Vergleich alle vorhergegangenen Krisen nur Kinderspiel waren:

„Wohlan, ja, ich werde anderwärts übernachten! Alle Welt verschwört sich gegen mich; fliehen wir die Welt.“

Sie ließ einige Sachen in einen Koffer werfen, gebot Corbinelli und zwei Kammerfrauen, welche sie zu ihrer Begleitung auswählte, Schweigen, ließ ihren Sohn herbeibringen, faßte ihn bei der Hand und verließ den Louvre mit eiligen Schritten.

„Wo gehen wir hin?“ wagte der zitternde Corbinelli zu fragen, dem die frische Nachtluft und der von dem Flusse her wehende Wind große Thränen aus den Augen lockten.

„In die Herberge, wie Zigeuner, die wir sind,“ rief Leonora. „Folget mir Alle — ich weiß den Weg!“

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Das Haus des Baders.

Das Haus eines renommirten Baders wie Lavienne, war im siebzehnten Jahrhundert nichts Geringes. Der Luxus und die Bequemlichkeit, die auf eine kleine Anzahl von fürstlichen Häusern beschränkt waren, hatten damals eben so gut wie gegenwärtig auch Reiz für weichliche Geister, für anspruchsvolle Gemüther, aber nirgends fanden diese Liebhaber des elegantesten Geschmacks und des Sybaritmus einen Platz unter den kaum civilisirten Sitten Europa's, unter den Nothwendigkeiten der persönlichen Vertheidigung, welchen jeder Bewohner einer großen Stadt sich durch den Mangel an Polizei, durch die Häufigkeit der religiösen oder politischen Zänkereien und Bürgerkriege unterworfen sah.

Der Luxus, die Künste, die Raffinements der Sinnlichkeit gedeihen nur in vollkommener Sicherheit. Die Weisen des Alterthums behaupten sogar, daß diese Dinge die Trabanten der Feigheit seien.

Nun aber kannte im siebzehnten Jahrhundert das kaum aus der Ligue hervorgegangene Paris, noch ganz warm von

drei Belagerungen und durch zweimalige Hungersnoth abgemagert, weiter nichts als seine Riegel, seine Barrikaden, seine eichenen mit eisernen Nägeln beschlagenen Thore und seine Fallthüren in den Häusern, seine Wendeltreppen, auf welchen ein einziger Mann sich gegen fünfzig vertheidigen konnte, seine niedrigen vergitterten Fenster, seine schwarzen Winkel, seine Keller und seine im Fall einer Belagerung unentbehrlichen Brunnen, die aber Kälte und Nässe in die Häuser brachten oder jedem Meuchelmord als Hehler dienten.

Und dann verriethen, eben so wie die Häuser, auch die Sitten ihren Charakter. Ueberall Angst oder Mißtrauen. Die Pariser standen mit Tagesanbruch auf und legten sich mit Einbruch des Abends nieder, wie Heringe in ihren krummen winkeligen Gassen neben einandergeschichtet, um für den Fall eines Angriffs jeder einen Vertheidiger in der Nähe zu haben. Sie überwachten einander wechselseitig von einer Seite der Straße zur andern durch die Fenster, die durch ein Bret von acht Fuß Länge oft mit einander in Verbindung gesetzt wurden. Dieses Pariser Volk, welches bestimmt war, durch seine Eleganz und seinen Wohlstand das Weltall in Erstaunen zu setzen, wußte sich nicht gegen die gewöhnlichsten Drangsale des Lebens zu vertheidigen.

Dennoch war es verschwenderisch. Wenn man an die wunderbaren in den Straßen von vierzehn Fuß Breite erbaueten Hotels denkt, wenn man jene bezaubernden Paläste sieht, deren Zugänge eine Cloake und ein Sumpfloch waren, an welchen kaum ein Wagen vorbeifahren konnte, dann fragt man sich, ob diese Lukulle nicht im Innern der Häuser ein bequemes und intelligentes Leben genossen?

Diese Frage ist es, welche durch das Haus des Baders auf siegreiche Weise beantwortet wird.

In der That, welcher Mann von Welt, welche reiche elegante Dame würden in unserer Zeit ihr Hotel, ihr Boudoir mit dem vollkommensten Zimmer des anständigsten Gasthauses vertauschen? Wie viele Bequemlichkeiten würden sie nicht vermissen! Wie viele Seufzer stoßen sie aus, wenn die Reise sie dazu nöthigt! Niemals hat ein von allen Freuden des Lebens getrennter Gefangener seine Freiheit und sein Haus bitterer und schmerzlicher beklagt.

Dennoch aber bot im siebzehnten und selbst noch im achtzehnten Jahrhundert unter Ludwig dem Vierzehnten, wie unter Ludwig dem Dreizehnten, das Haus des Baders den Raffinirten, den Gelangweilten, den Leuten von Geschmack wie den Vergnügungssüchtigen, den zu Gesunden wie den Kranken die Verwirklichung aller Wünsche, welche der Epikuräismus hegen kann. Es war die Gastwirthschaft auf einen Gipfel der Phantasie und des Wohlbefindens erhoben, den keine Privatperson hätte erreichen können.

Man sah selbst Könige hier. Heinrich der Dritte, Heinrich der Vierte verweilten hier. Später fand sich Ludwig der Vierzehnte, jung, galant und schon prachtliebend, allerdings verstohlen, aber doch außer allem Zweifel, bei einem Lavienne ein, welcher jedenfalls der Sohn des unseren war. Eine aufmerksame, discrete Bedienung; Weine aus der ganzen bekannten Welt; Köche, reich an Recepten Deutschlands und Italiens, die Erben seltsamer, zuweilen göttlicher Traditionen aus dem Mittelalter und dem Alterthum; innere Einrichtungen, die zum ersten Male unter der Inspiration großer Herren ausgeführt worden, welche geborene Architekten sind; — denn um Architekt zu sein, muß man alle Bedürfnisse, jeden Luxus, alle möglichen Umstände kennen, — dann eine stets vortheilhafte Lage in der Stadt, Gärten, griechische, römische,

maurische und russische Bäder, die ausgesuchtesten Parfüms des Orients durch italienische Sinnlichkeit oder Klugheit gemischt; Einsamkeit für die Kranken und Liebenden, Gesellschaft, Musik und Bälle für heißblütige oder leere Köpfe; — mit einem Worte Berauschung und Rausch, Geist und Materie, Uebermaß und Einschränkung, das Uebel und das Heilmittel, Heros oder Aesculap, dies war das Programm des Hauses eines Baders.

Mögen die Berühmtheiten dieses Gewerbes uns im Grabe verzeihen, daß wir in Folge unserer spießbürgerlichen Prüderie so viele Artikel in dem Register weggelassen haben, auf welche sie damals stolz waren und in Folge dessen sie sich ohne Gewissensunruhe cum privilegio bereicherten.

Man begreift, daß ein solches Etablissement in dem Mittelpunkte eines Stadttheiles das war, was das Herz in einem menschlichen Körper ist. Alles strömte davon aus, Alles strömte dahin zurück. Auch sah man während des Tages Sänften, Carossen, Pferde und Maulthiere in den Umgebungen der Straße Saint Antoine rollen, getragen werden, keuchen und laufen, um auf kürzeren oder längeren Umwegen nach dem Hause in der Straße de la Cerisaie zu gelangen.

Und mehr als eine hinter ihren kleinen runden Fensterscheiben versteckte Bürgersfrau hob den dunkelfarbigen Vorhang empor und betrachtete, bewunderte und beneidete vielleicht diese Pracht, an die sich vielleicht immer zugleich der Begriff von etwas Unerlaubtem knüpfte, der sie aber leider nur um so verlockender machte.

Was das Haus selbst betrifft, so denke man sich ein großes, an zwei Straßen gelehntes Dreieck aus Gebäuden von wunderlicher Architektur bestehend, deren einzige Regeln die Eleganz waren, welche das Auge entzückt,

und die innere Bequemlichkeit, welche das Leben in jedem Falle leicht macht.

Uebrigens hatte jede Abtheilung des Gebäudes Ausgänge entweder auf eine der Straßen oder auf den schönen Garten, welcher sich in der Mitte nach den Einrichtungen des römischen Hauses oder des spanischen Patio hinzog, den man noch heute in ganz Andalusien findet.

Der besuchteste Theil dieses Hauses war der Garten, in dessen Mitte ein marmorner Springbrunnen durch sein ewiges Sprudeln den schönsten grünendsten Rasen erquickte. Dann kam man in große, in Windungen angelegte Alleen von Feigenbäumen und hundertjährigen Ulmen, unter deren Schutze Lilien, ungeheure Rosensträucher, Nußbäume und allerhand Zierpflanzen athmeten. Die mit holländischer Sauberkeit gepflegten Rabatten schlossen alle bekannten Blumen ein. Die Jahreszeit säete sie hier mit vollen Händen. Ernten konnte, wer da wollte.

Doch wir stehen in den ersten Tagen des Novembers; sprechen wir daher nicht mehr von Blumen.

Der Abend war gekommen. Das so geräuschvolle bevölkerte Haus begann still zu werden. Man hörte in den Umgebungen weder den Ruf der Lakaien, noch das Gewieher der Pferde, eben so wenig, als man im Innern singen und lachen hörte.

Lavienne trat geputzt und stolz aus seinem Zimmer. Er hatte sich so eben ein wenig mit sich selbst beschäftigt, nachdem er sich den ganzen Tag mit aller Welt beschäftigt hatte.

Wenn die Thüren und Fensterläden geschlossen und die Feuer ausgelöscht waren, so glich dieses Haus fast jedem andern. Auch Lavienne glich, als Pariser Stutzer gekleidet, einem gewöhnlichen Mann.

Er trat in seine Küche, welche wie an einem Galatage funkelte. Es waren dies die einzigen Flammen, welche man noch in dem Hause bemerkte. Sie waren aber auch stolz auf diese Ehre, und niemals hatten sie lockendere Dünste ausgehaucht, hätte es auch gegolten, einer königlichen Nase zu schmeicheln.

Lavienne musterte alle Einzelnheiten des Festmahles, welches hier bereitet ward; er billigte, er verbesserte, er änderte gewisse Befehle und ging aus seiner Küche in ein kleines Parterrezimmer, welches ihm selbst als Cabinet, als Speisezimmer, als Zufluchtsort diente.

Hier war eine Tafel für sechs Personen gedeckt, nicht eine jener armseligen Tafeln, wie man sie heutzutage in dem engen Raume unserer Wohnungen und bei dem beschränkten Maßstabe unserer Ausgaben duldet, sondern eine lange und breite Tafel, mit dem feinsten geblumten holländischen Leinen gedeckt und mit prachtvollen Flaschen, großen silbernen und porcellanenen Gefäßen und wunderbaren Nebengerichten besetzt, welche auf die Hauptgerichte warteten.

Man sah hier die kleinen grünen Austern von der Küste der Picardie, fett und saftig unter ihrer doppelten Schale, die mit Wachtelfleisch gefüllten Oliven, die gesottenen Seekrebse und die wohlschmeckenden Würstchen aus der Lombardei.

Das durch ein großes helles Feuer erwärmte Zimmer strahlte vom Glanze rosenfarbener Wachskerzen, die in Folge ihrer Reinheit schon wohlriechender waren, als wenn man sie parfümirt hätte. Die Pracht dieser Tafel spiegelte sich in vier venetianischen Spiegeln, die in den vier stumpfen Ecken des Saales angebracht waren, und gute Stühle mit breiten, niedrigen Lehnen mit grünem und goldenen Damast überzogen,

schillerten der Flamme gegenüber oder warfen ihren kräftigen Schatten auf das funkelnd weiße Tafeltuch.

Lavienne war beschäftigt, Stück für Stück das Tafelgeschirr zu untersuchen, als er durch einen freudigen Ausruf und einen freundschaftlichen Schlag auf sein Schulterblatt unterbrochen ward, welches Phidias vielleicht ein wenig convex gefunden hätte.

„Ah, Herr von Cadenet! Gehorsamster Diener,“ rief er. „Da seid Ihr ja pünktlich zur Stunde. Das nenne ich Wort gehalten. Ich erwartete dies aber auch von der guten Freundschaft, mit welcher Ihr mich beehrt.“

„Mein lieber Lavienne, Ihr sagtet um acht Uhr. Es hat noch nicht ganz ausgeschlagen.“

„Nun dann wollen wir die Zeit, wo wir noch allein sind, benutzen, um von Eurem verwundeten Freund zu sprechen. Wie geht es mit ihm heute Abend? Was sagt der Arzt?“

„Nichts Neues; nichts Gutes und nichts Schlechtes. Er schläft. Ich jedoch behaupte, daß die Natur ganz in aller Stille ihr Werk verrichtet und daß auch ohne Hülfe der Medizin Alles immer besser und besser gehen wird.“

„Ach, Herr von Cadenet, der Kranke hat ja den besten Arzt, den es geben kann — die Jugend. Welch eine allgewaltige Medizin ist die Jugend! Uebrigens war wohl jene Wunde nicht gefährlich, wie? Ich habe Euch aus Bescheidenheit nicht ausfragen wollen. War es ein Stich oder ein Schuß, wie?“

„Ein wenig von dem einen und ein wenig von dem andern,“ sagte Cadenet, indem er geheimnißvoll mit den Augen zwinkerte.

„Still!“ sagte Lavienne, „ich stehe Euch dafür, daß kein Mensch hier etwas davon ahnt, daß auch nicht einziger meiner

Kellner einen doppelten Bewohner in Eurem Zimmer vermuthet, es müßte denn mein erster Gehülfe sein — o, dieser ist das verkörperte Schweigen. Wie nennt Ihr das Schweigen? Ihr wißt doch, es giebt einen kriegerischen Gott, welcher Repräsentant des Schweigens ist, so wie der Gott Comus die Küche vertritt."

„Harpokrates, mein lieber Lavienne."

„Sehr schön! Ich werde mir diesen Namen zu merken suchen. Wohlan, dieser Harpokrates hätte nicht stummer sein können, als mein Gehülfe ist, nicht wahr?"

„Er hat ein gutes Beispiel vor Augen, das Eure. Begeht Ihr wohl jemals eine Indiscretion?"

„Niemals! Und dennoch weiß ich Alles!"

„Ganz gewiß Alles. Darin beruht eben Euer Verdienst. Denn wenn Ihr Nichts wüßtet, wie wir andern schlichten Sterblichen —. Apropos werdet Ihr mir wenigstens sagen, mit wem Ihr die Absicht habt, mich soupiren zu lassen? Die Anstalten dazu sind sehr verlockend."

„Nun," sagte Lavienne, indem er selbstgefällig die Arme verschränkte, „errathet Ihr es denn nicht ein wenig?"

„Nein — ich kann es nicht errathen."

„Eine Dame ist es! Nun sinnet nach, welche."

Cadenet seufzte.

„Ich weiß blos, welche es nicht ist," sagte er. „Ich wollte nämlich darauf wetten, daß es nicht die ist, welche seit einem Monat mehrmals hier gewesen ist, oder sich hat nach mir erkundigen lassen, während ich den Kranken spielte, um bei meinem Freund bleiben zu können. Nicht wahr, diese ist es nicht, Lavienne?"

„Nein — aber wenn es nicht eine Dame ist, welche Euretwegen kommt, so ist es vielleicht eine, die meinetwegen kommt."

„Euretwegen, mein dicker Lavienne?"

„Nun, nimmt Euch das so sehr Wunder?"

„O nein, nein," entgegnete Cadenet höflich und durchdrungen von den Vorschriften der Höflichkeit, welche jedem Gast die Achtung gegen den Wirth zur Pflicht macht. „Ich glaube, daß Ihr recht wohl im Stande seid, Euch gelegentlich auch noch ein Gütliches zu thun."

„O, verwechseln wir nicht die Begriffe," sagte der Bader in salbungsvollem Tone. „Es handelt sich hier nicht darum, sich ein Gütliches zu thun. Eine Frau bedeutet für mich meine Frau."

„Du bist verheirathet?"

„Ja wohl — aber still!"

„Seit wann denn, mein Gott?"

„Seit zehn Tagen."

„Du hältst also Deine Frau versteckt?"

„Noch nicht genug. Hält man wohl jemals seine Topase, seine Smaragden, seine Perlen verborgen genug?"

„Peste! Das muß eine kostbare Frau sein. Wo hast Du sie denn gefischt, Deine Perle?"

„An einem guten Orte. Ihr begreifet selbst, daß ich, da ich mich und zwar so schnell wieder verheirathet habe, eine sehr schöne Gelegenheit gefunden haben muß."

„Das glaube ich. Du bist difficil, Lavienne, und Du hast auch das Recht, es zu sein; denn Du hast so viele Frauen im Kampfe mit den Gefahren der Gelegenheit gesehen und kennst die Zerbrechlichkeit dieser reizenden Glasscherben, die sich nur zu oft für Diamanten ausgeben möchten."

Lavienne schaukelte sich wohlgefällig hin und her und sagte:

„Ich bedurfte einer Frau, die ausdrücklich für mich ge-

schaffen ist — etwas Unbekanntes, etwas Dunstiges, was aber nicht schal sein durfte — die provinziale Redlichkeit und Biederkeit als Boden, mit Pariser Stickereien darauf. Wohlan, dies habe ich gefunden."

„Glücklicher Lavienne!"

„Wartet noch einen Augenblick. Sie hat zehntausend Pistolen Aussteuer und doppelt so viel einmal zu erwarten."

„Oho! Aber dann zählt sie wohl ihre neun und zwanzig Jahr und eilf Monate?"

„Nein, achtzehn Jahre."

„Dann habt Ihr es vielleicht nicht unbedingt auf Schönheit abgesehen — Ihr seid ein vernünftiger Mann."

„Allerdings hatte ich es nicht darauf abgesehen, aber sie fand sich auch mit bei dem Uebrigen."

„Was! sie ist hübsch?"

„Ein Kopf wie eine Amorette und ein Körper wie eine Syrene."

„Aber, Lavienne —"

„Und an Witz ein wahrer Dämon —"

„Na, na — etwas müßt Ihr doch nachlassen —"

„Nein, im Gegentheil, es kommt immer mehr dazu," rief der Bader, sich die Hände reibend, „denn seit den zehn Tagen, wo die Heirath geschlossen ist, entdecke ich fortwährend neue Vollkommenheiten. O wie dumm sind doch die Männer! Zehn Jahre lang habe ich mir nicht getraut, mich wieder zu vermählen. Ihr, der Ihr im Hause wohnt, habt es vielleicht bemerkt, daß ich seit zehn Tagen alle Abende um neun Uhr schlafen gegangen bin."

„Meiner Treu, ich hatte es nicht bemerkt; seitdem Ihr aber mir diese vertrauliche Mittheilung gemacht habt, gestehe ich, daß ich es begreife."

„Ja, aber nicht etwa, um mich schlafen zu legen, habe ich mich um neun Uhr zurückgezogen, sondern um meine Frau zu besuchen, welche gegenwärtig und ehe sie ihren Einzug hier hält, in Vincennes wohnt.“

„In Vincennes! Vielleicht bei ihrer Familie?“

„Sie hat keine Familie, was abermals ein Vortheil ist. Sie hat blos einen Bruder.“

„Ah, einen Bruder.“

„Einen Edelmann, einen Freund von mir.“

„Wunderschön!“

„Dem ich einen Dienst geleistet habe. Ich habe ihm, nämlich unter uns gesagt, das Leben gerettet.“

„Das nenne ich allerdings einen Dienst.“

„Und er hat mich dafür dadurch belohnt, daß er mir seine Schwester gegeben hat. Mein Freund, sagte er zu mir, kein Preis ist zu hoch, um mich meiner Schuld bei Euch zu entledigen. Ich gebe Euch dieses Kleinod.“

„Das nenne ich einen noblen Mann.“

„O, er ist ein ganz herrlicher Mann. Ihr werdet heute Abend mit ihm speisen.“

„Schön, ich werde ihm gern die Hand drücken.“

„Und auch mit seiner Schwester, mit dem Engel, mit der Perle, mit Madame Lavienne, denn dies ist die Ueberraschung, welche ich Euch bereitet habe. Ich betrachte Euch als Freund — Ihr nehmt mir dies nicht übel — Ihr habt mich zuweilen mit diesem Namen beehrt — Ihr und Euer Herr Bruder von Luynes — und Euer Bruder Herr von Brantes, von welchem dieses Haus viele galante Geschichten zu erzählen weiß, eben so wie von Euch, Herr von Cadenet. Still! Still!“

„Guter Lavienne! Was! Du erzeigst mir also die Ehre, mir auf diese Weise die Erstlinge Deines Hoch-

zeitsmahles anzubieten? Du bist wirklich ein Mann ohne Gleichen!“

„Ich kenne Euch als einen gut erzogenen, artigen Mann, Herr von Cadenet, und würde meine noch ein wenig schüchterne kleine Frau andern weniger discreten Herren nicht zeigen. Die einen würden sie zu viel erröthen machen und bei den andern würde sie das Erröthen zu schnell verlernen.“

„Du sprichst als Mann von Verstand. Ich respektire alle Damen, Deine Frau aber hat doppelten Anspruch auf meine Achtung, erstens um Deinetwillen, und zweitens um ihrer Verdienste und Tugenden willen.“

„Verdienste ja, Tugenden ja, das könnt Ihr sagen, mein werther Herr; denn ich gestehe, daß diese Erziehung mich mit der Klostererziehung wieder ausgesöhnt hat.“

„Ah, Madame Lavienne kommt also aus dem Kloster?“

„Ja, von den Feuillantinnen in Boissise.“

„Wie?“

„Nicht weit von Melun.“

„Wie sagt Ihr?“

„Ja, sie war dort die beste Pensionärin und das Vorbild Aller. Dort, wenn man Sylvia genannt hat, so hat man Alles gesagt.“

Cadenet stieß bei diesem Namen einen so seltsamen Ruf aus, daß Lavienne im Begriff stand, eine Frage an ihn zu richten, welche ihn in Verlegenheit gesetzt haben würde, aber es ließ sich ein gewisses Geräusch in dem Hofe hören, und die anderwärts in Anspruch genommene Aufmerksamkeit Lavienne's wendete sich gänzlich nach dieser Seite hin.

Ein Kellner trat eiligst in das Zimmer und meldete, daß Madame soeben angekommen sei.

In der That hatte Cadenet eben nur Zeit, sich hinter die

Thür zu stellen, welche so weit als möglich aufgeworfen ward, und eine in einen langen Sammet- und Pelzmantel, unter welchem ein schweres Atlaskleid rauschte, gehüllte Dame von reizend koketter Haltung setzte ihren niedlichen Fuß auf den Fußboden des Zimmers und schauete sich mit neugierigem Blick um, anscheinend zufrieden mit den Wundern, von welchen sie sich umgeben sah.

Es war Sylvia von Noyers. Ihr Bruder Hugues folgte ihr lachend und mit Appetit die Wohlgerüche und die Wärme athmend.

Cadenet drückte sich in seinen Winkel hinein. Er hätte lebhaft gewünscht, daß die Mauer von Thon und weich genug gewesen wäre, um mit einem guten Achseldruck durchstoßen zu werden.

Mit Hugues kamen auch noch zwei andere Gäste, gutmüthige Spießbürgergesichter von Vincennes. Lavienne küßte seine Frau, begrüßte die Andern, umarmte seinen Schwager und Cadenet sah mit ängstlicher Spannung den Augenblick herannahen, wo alle diese Komplimente erschöpft sein und man sich seiner erinnern würde, um ihn ebenfalls vorzustellen.

Hugues jedoch, der um den Tisch herum ging, um eine Olive oder eine Auster wegzunehmen, sah sich plötzlich dem Freunde seines Ex-Schwagers gegenüber. Er sah ihn, erkannte ihn und wäre beinahe bis an den Schenktisch zurückgeprallt.

„Gut,“ dachte Cadenet, „dieser wird wenigstens Zeit haben, sich wieder zu fassen, aber die arme Frau, mein Gott! — die erröthende Perle — welche Gelegenheit, ein Rubin zu werden!“

Hugues dagegen war so bleich geworden, daß er Mitleid einflößte. Sein Blick, welcher anfangs zu funkeln versucht

hatte, erlosch allmälig wie eine Lampe, der es an Oel fehlt. Die Auster entfiel seiner rechten Hand und die gefüllte Olive ruhte vergessen in seiner Linken.

Cadenet empfand Mitleid mit dieser Situation.

„Haltet Ihr mich denn für einen Menschen, der nicht zu schweigen weiß?“ sagte er leise zu ihm. „Benachrichtiget rasch Eure Schwester.“

Diese Worte flößten dem Capitän wieder Leben ein. Er richtete sich empor, lächelte Cadenet zärtlich an, athmete wie ein Seekalb in der Sonne, manöverirte geschickt zwischen den Spießbürgern, den Stühlen und den Dienern, welche den ersten Gang auftrugen, hindurch, bis er zu Sylvia gelangte, faßte sie bei der Hand und flüsterte ihr ins Ohr:

„Achtung!“

Dieses militärische Commando erweckte die junge Frau wie ein Trompetenstoß. Ihr lebhaftes Auge schweifte umher, um die Gefahr zu suchen, die man ihr andeutete, und sie sah Cadenet noch Zeit genug, um nicht allzuschwerfällig auf ihren Stuhl niederzusinken. Hugues stützte sie mit seiner Hand. Lavienne führte sie bei der andern ihrem gefährlichen Gast entgegen, welcher, indem er sich weit tiefer verneigte, als er es vor einer Königin gethan hätte, dem Stolz des Baders schmeichelte, der armen Sylvia einen Kampf von Blicken ersparte und sich selbst vor der Gefahr rettete.

Nichtsdestoweniger konnte er doch nicht die sinnreiche Bemerkung vermeiden, welche Lavienne machte, indem er ihn das glühendrothe Gesicht seiner Frau zeigte.

„Suchet mir doch,“ sagte der Bader boshaft, „in Paris junge Mädchen, welche so leicht erröthen, wie diese Neuvermählte.“

Cadenet erhielt seinen Platz an der Tafel neben der jun-

gen Frau angewiesen, und hatte Hugues zu seiner Linken. Dieser Letztere drückte in seiner Dankbarkeit gegen den wackern jungen Edelmann, der ihn auf so gute Weise beruhigt, ihm mehr als einmal den Fuß und das Knie, eine zarte Aufmerksamkeit, welche der höfliche Cadenet mit Wucherzinsen an Sylvia zurückgab, um sie in Bezug auf ihn vollkommen zu beruhigen.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Wie man sich einen Adelsbrief erlaufen kann.

Es ist gewiß, daß Cadenet sich in einer schwierigen Position sah. Nicht als ob er Alles gewußt hätte, was Sylvia und der Capitän fürchten konnte, daß er wisse, aber er störte doch, und jeder Andere, als er, wäre seinerseits dadurch wiederum so gestört worden, daß er die Fassung darüber verloren hätte.

Cadenet, der sich hinter den Codex der französischen Artigkeit flüchtete, verlor keinen Blick und unterließ auch nicht, der Mahlzeit volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Es wäre dies auch schade gewesen. Die Speisen waren vortrefflich, die Nachbarin reizend und wir wissen, daß er nichts ahnte, was ihren Werth in seinen Augen herabgesetzt hätte. Jener Bruch mit den Noyers in Bordes hatte, wie er nicht anders wußte, in Folge der Empfindlichkeit des etwas schroffen Pontis und des armen Bourdet, folglich aus den ehrenwerthesten Beweggründen stattgefunden.

Ein Zwist, der durch die Verschiedenheit des Charakters herbeigeführt worden, hat weiter nichts auf sich. Dennoch aber merkte Cadenet recht wohl, daß man Lavienne die Sache

verheimlicht hatte, und was die aus diesem Zwiste und dieser Verheimlichung hergeleiteten Vermuthungen und Folgerungen betraf, so war Cadenet nicht der Mann, der, wenn er deren auch angestellt, sich darüber ausgesprochen hätte; denn er verstand mit den Wölfen zu heulen, obschon auf zierliche und wohlklingende Weise.

Hugues, der durch die Freundlichkeit seines Nachbars vollständig wieder beruhigt worden, entschlug sich seiner übeln Laune gänzlich, trank viel und bewog auch Cadenet, zu trinken.

Sylvia, welche durch die gute Laune ihres Bruders noch mehr beruhigt ward, als durch die diplomatischen Unterhandlungen, welche sie unter dem Tische anknüpfen fühlte, trug eine Heiterkeit zur Schau, welche sie vielleicht nicht vollständig empfand; denn Cadenets Anblick erinnerte sie an Bernard und die in Bordes fehlgeschlagene Heirath. Der junge Mann hatte ihr gefallen, und sie hatte sich einen Augenblick lang schon auf Lebenszeit an ihn gefesselt geglaubt. Bittere Erinnerung, besonders, wenn die geistreiche junge Frau den Mann, den sie nun noch bekommen, mit dem verglich, welcher ihr wieder entschlüpft war.

Lavienne machte jedoch den zahlreichen Betrachtungen der einen und andern schnell ein Ende, indem er — er glaubte, dies sei nöthig — erklärte, warum, wie und wo er seine Heirath mit Sylvia abgeschlossen.

Während dieser erbaulichen Geschichte von Sylvia's Tugenden zeigte Cadenet sich ganz besonders edel und schön. Wer ihn unerschrocken und lächelnd so dasitzen sah, hätte meinen sollen, er kenne auf Erden nur eine Frau — die Neuvermählte — und nur einen Mann — den Gatten.

Lavienne erzählte die Gefahren des Capitän Hugues, als derselbe sich in dem Hotel Ancre in die Enge getrieben ge-

sehen, und seine, Lavienne's, Geistesgegenwart und den grausamen Egoismus der Marschallin und des Grafen Siete-Iglesias.

Bei diesem Namen, welcher den Capitän ohne Zweifel vor Zorn und die junge Frau vor schwesterlicher Zärtlichkeit erröthen machte, beeilte Lavienne sich, hinzuzufügen:

„Herr von Siete-Iglesias ist einer meiner besten Kunden, aber seit diesem Benehmen gegen meinen wackern Schwager halte ich nichts mehr auf ihn. Er wird hier nicht mehr die Mahlzeiten finden, die er früher gehalten, eben so wenig als den fürstlichen Empfang, an welchen ich ihn gewöhnt hatte."

„Ich mag ihn auch nicht wiedersehen, und es würde sicherlich ein Unglück geschehen, wenn wir uns begegneten," sagte Hugues, indem er sich mit drohender Geberde seinen Schnurrbart drehte. „Denn jetzt bin ich Edelmann wie er, frei wie er. Ich gehöre weder der Marschallin, die mich verleugnet und verlassen, noch Herrn von Espernon an, der mich ihnen gegeben. Ich gehöre hier Niemandem an, als meinem einzigen Freunde, meinem Schwager."

Lavienne erhob sich bewegt, um ihn zu umarmen.

Cadenet hätte es artig gefunden, ein wenig gerührt zu werden, wenn er nicht während dieser Umarmung gesehen hätte, daß ein, wenn auch noch so rasches, Lächeln Sylvia's Mundwinkel umspielte — ein Lächeln, welches die junge Frau sicherlich unterdrückte, weil sie auf den Lippen der Schlange den Tag gesehen, wo diese sie in den Apfel beißen sah.

„Wohlan," fuhr Lavienne fort, „dennoch ist er ein sehr mächtiger vornehmer Herr — sogar zu mächtig," setzte er leiser hinzu — „wir werden ihn aber hier so schlecht bedienen, daß er seine Kundschaft einem andern Hause zuwendet."

Sylvia athmete etwas freier auf. Hugues trank auf

Lavienne's Gesundheit und Cadenet trank ebenfalls und that Jedermann Bescheid.

„Man muß gestehen, Lavienne," rief er, „daß Ihr ein glücklicher Sterblicher seid, wie Herr Malherbe sagt. Ihr findet eine reizende Frau und einen liebenswürdigen Schwager."

Hugues und Sylvia verneigten sich.

„Ja, aber ich verliere eine Tante," sagte Lavienne traurig. „Es ist nämlich auch eine Tante da, eine sehr strenge Person, welche Sylvia erzogen und welche Anstoß an meinem Gewerbe genommen hat. Aus diesem Grunde hat sie uns auch ihre Einwilligung verweigert."

„Welch ein alberner Dünkel!" sagte Cadenet keck, indem er den Fuß seiner Nachbarin noch kühner berührte.

„Freilich läßt sich nicht leugnen, daß das Gewerbe eines Baders und Speisewirths seine Schattenseiten hat," fuhr Lavienne mit etwas finsterer Miene fort, „da aber meine Frau sich damit einverstanden erklärt hat" —

„Für eine Frau ist es ja gerade etwas Herrliches," sagte Cadenet, „namentlich für eine geistreiche, freundliche und liebenswürdige Frau wie Madame. Der ganze Hof kommt hierher — ehe ein Monat vergeht, wird Madame Lavienne in Frankreich herrschen."

„Na, na, nur sachte!" rief Lavienne.

„O, ich verstehe mich auf dergleichen Dinge!" unterbrach Cadenet. „Ich will sagen, daß wenn Ihr irgend eine Gnade zu erbitten habt, Madame Lavienne gewiß von Niemandem abschläglich beschieden wird. Wenn Ihr auch für Eure Person selbst keinen Ehrgeiz besitzt, so werdet Ihr dessen doch für Eure Herrn Söhne haben."

Lavienne erhob sich entzückt von diesem Worte, um Cadenet zu umarmen. Sylvia runzelte fast unbemerkbar die Stirn.

„Ja," hob Lavienne wieder an, „meine Söhne werden Edelleute sein, und zu Allem geschickt."

„So!" rief Cadenet, trotz seiner Gefälligkeit doch ein wenig unangenehm berührt, „Edelleute! Stammt denn Madame aus einer Familie, wo der Magen adelt?"

„Durchaus nicht, durchaus nicht. Sie werden vielmehr Edelleute sein wie ich," sagte Lavienne.

„Wie Ihr!"

„Ja wohl; er ist Edelmann," versicherte Hugues; „ich habe die Beweise davon gesehen."

„Ob ich Edelmann bin! Cordieu! — Wißt Ihr es denn nicht! Man weiß also in Paris noch nichts davon? Mehr als hundert Personen habe ich es gesagt, und alle lachten mir in's Gesicht."

„Das ist sehr unhöflich," entgegnete Cadenet. „Ich werde durchaus nicht lachen, sobald Ihr mir die Sache ordentlich erzählt habt."

Er setzte sich fester auf seinem Stuhle, rückte ein wenig von seiner Nachbarin hinweg und hörte zu, ernsthaft wie ein Todter.

„Ich verdanke diese Gunst der Königin Katharine von Medicis," sagte Lavienne.

„Und ohne Zweifel auch Eurem Verdienst," bemerkte einer der Spießbürger, welcher bis jetzt erst wenig gesprochen.

„Meinen Diensten, Monsieur," hob der Bader wieder an. „Ich muß Euch nämlich sagen, daß ich mit fünfundzwanzig Jahren ein Fußgänger war, der seines Gleichen suchte."

„Das will ich glauben," sagte Cadenet; „fahret fort."

„Nun," erzählte der Bader weiter, „hatte die Königin Katharine das Gelübde gethan, eine Wallfahrt nach Jerusalem zu machen. Ich glaube, es war um des Todes des Herrn von

Guise willen. Dieser Todesfall fand zur Freude der königlichen Familie statt, und die Königin sah sich daher genöthigt, das fragliche Gelübde zu erfüllen. Wie aber sollte sie, die schon alt war, zu Fuße nach Jerusalem gehen, während sie noch obendrein so viele dringende Geschäfte in Frankreich zu besorgen hatte, wäre es auch nur ein zweites Gelübde in Bezug auf den Tod des Königs von Navarra gewesen? Sie reiste deshalb nicht ab nach Palästina, um aber mit dem Himmel in gutem Einvernehmen zu bleiben, kam die große Königin auf den Gedanken, ihr Gelübde durch Jemand anders erfüllen zu lassen. „Ich werde im Geiste gehen," sagte sie bei sich selbst, „wenn auch nicht auf den Füßen. Dies wird dem Herrn des Himmels genügen, und um mich ihm noch angenehmer zu machen, werde ich dem Pilgrim, den ich schicken werde, seine Wallfahrt außerordentlich erschweren!" Sie ersann nun ein sehr sinnreiches Verfahren, welches diese Reise beinahe unmöglich machte."

„Ihr amüsirt mich außerordentlich," sagte Cadenet. „Ich höre nichts lieber als Erzählungen aus der Geschichte. Laßt uns sehen, was die fromme Königin Katharine aussann."

„Es war Folgendes: Der Pilgrim erhielt Befehl, jedesmal drei Schritte vorwärts und dann einen rückwärts zu thun. Begreift Ihr diesen Mechanismus? Man zählt eins, zwei, drei, dann thut man einen Schritt zurück und fängt auf diese Weise immer wieder von vorn an."

„Bis nach Jerusalem? Das wäre ja zum Verrücktwerden!" rief Cadenet. „Wer zum Teufel unterzog sich denn dieser Aufgabe?"

„Ich!" entgegnete Lavienne bescheiden. „Ich war eben erst aus meiner Provinz angekommen. Herr Zamet war mein

Gönner, ich ward der Königin vorgestellt und sie geruhte, meine Dienste anzunehmen."

„Und Ihr marschirtet also ein, zwei, drei und dann einen Schritt zurück durch Frankreich, Savoyen, Mailand, Venedig, die Türkei und Kleinasien?"

„Ich that es."

„Aber wie stand es mit dem Bosporus? Auf dem Bosporus habt Ihr doch nicht drei Schritt vorwärts und einen rückwärts thun können?"

„Eure Bemerkung ist sehr richtig. Nein, ich bin nicht auf dem Wasser gegangen, wie der heilige Petrus, aber ich habe dennoch immer dasselbe Manöver ausgeführt, indem ich auf dem Deck des Schiffes, welches mich trug, hin und her marschirte."

„In der That, Ihr könnt Euch schmeicheln, Etwas ausgeführt zu haben, was Herr von Crillon sicherlich nicht ausgeführt hätte."

„Das ist wahr, denn Herr von Crillon wich niemals einen Schritt zurück," sagte Lavienne, welcher für diesen witzigen Einfall durch den lauten Beifallruf der Gesellschaft und ein Lächeln seiner jungen Frau belohnt ward.

„Ich verstehe," hob Cadenet wieder an, „daß die Königin Euch deswegen zum Edelmann gemacht hat."

„Nicht wahr?" sagte der Bader; „indessen rühme ich mich dessen nicht sehr, da Ihr selbst es nicht wußtet. Ja, die Königin verlieh mir für diesen Dienst den Adel, und da sie alle Tage mehr als zehnmal an ihren Pilgrim denkend sagte: „Qu'il advienne! qu'il advienne!" so nannte man mich lange Zeit Qu'il advienne, ein Name, aus welchem man später Avienne und zuletzt Lavienne machte. Dieser Name

gefiel mir — ich habe ihn angenommen, und er wird auf meine Kinder übergehen."

„Das ist eine bewundernswürdige Geschichte," sagte Cadenet, welcher sich durch mehrere große Bissen den Mund vollstopfte, um auf diese Weise einem Ausbruch von lautem Gelächter vorzubeugen. „Indessen gesteht aber, daß Ihr die Königin in Bezug auf diese Rückwärtsschritte doch wohl ein wenig über's Ohr gehauen habt."

„Ich machte es so," sagte Lavienne, „wenn ich überzeugt war, daß man mich nicht mehr beobachtete. — O, im Anfange, das heißt bis Venedig, war es mit den Spionen nicht auszuhalten, sobald ich mich aber einmal bei den Ungläubigen sah, setzte ich mich ein wenig zu Pferde."

„Und in den Wüsten?" unterbrach Cadenet, „wie stand es denn in den Wüsten, mein lieber Lavienne?"

„Ich will allerdings nicht behaupten, daß ich in dem Sande die Instruction nicht ein wenig übertreten habe. Es war dort gar so heiß. Dennoch aber bin ich streng so weit rückwärtsgegangen als nöthig war, denn als ich in Tripolis ankam und mich sehr unwohl fühlte, kehrte ich in einem Striche bis nach Antiochien zurück. Dann stellte ich eine genaue Berechnung an und die Zahl der Rückwärtsschritte traf genau zu."

„Wahrscheinlich habt Ihr noch lange die Gewohnheit behalten, auch in den Straßen von Paris auf diese Weise zu gehen?"

„Allerdings ist mir dies zuweilen begegnet," sagte Lavienne naiv, „weil ich aber in der Regel hörte, daß man um mich her viel lachte, so habe ich mir diese Manier wieder abgewöhnt. Auf dieser Welt geht Alles vorüber."

Cadenet, welcher der Meinung war, daß die Geschichte

den Gipfelpunkt ihrer komischen Seite erreicht habe, überließ sich nun einige Minuten lang einem so gewaltigen Gelächter, daß davon sämmtliche Gäste ebenfalls angesteckt wurden.

Hierauf erhob man sich.

Sylvia hatte ihren Gatten so eben an das Versprechen erinnert, welches er ihr gegeben, ihr sein merkwürdiges Haus in allen seinen Einzelnheiten zu zeigen.

„Um dies möglich zu machen," sagte der Bader, „bin ich mit List zu Werke gegangen. Ich habe nämlich alle meine Gäste zu meinem Collegen Pierrat, dem Bader in dem Faubourg Saint Germain auf den Ball führen lassen. Sie bestehen gegenwärtig aus einem Deutschen aus der Mark Brandenburg, einem vornehmen Herrn aus Ostfriesland, einem polnischen Magnaten und zwei Spaniern, die viel Geld aufgehen lassen, und denen ich versprochen habe, daß man dort sehr hoch spielen würde. Die Andern sind im Theater und langweilen sich vielleicht, werden aber unter einer Stunde nicht wieder kommen. So lange brauchen wir aber auch, um das Haus im Allgemeinen und die Gastzimmer im Besondern in Augenschein zu nehmen. Gewisse Einzelnheiten sind sehr merkwürdig. Dann werden wir hierher zurückkehren, um ein Glas Glühwein zu trinken. Gehen wir."

Lavienne befahl, daß die Tafel gedeckt bleibe, wie sie war, bewaffnete sich mit einer Fackel, seinem Schlüsselbund, nahm seine Frau an den Arm und ging voran, nachdem er Cadenet höflich gefragt, ob er die Gelegenheit nicht benutzen wolle.

Dieser hütete sich wohl, sich zu weigern. Er meinte, es werde gut sein, Sylvia zu folgen.

Mittlerweile hatte Hugues ihn beiseite genommen, denn er wünschte natürlich sehr, zu wissen, bis zu welchem Grade er ihn für seine Discretion zu danken hätte.

„Ich hoffe," sagte er zu ihm, „daß Ihr uns nicht falsch beurtheilt. Jene Heirath mit Herrn von Preuil war auf so eigenthümliche Weise abgebrochen worden, daß daraus wohl allerhand schlimme Vermuthungen für meine Schwester hervorgehen konnten."

„Nicht im Mindesten," rief Cadenet freundlich. „Aber als kluger Mann habt Ihr sie rasch verheirathet. Das ist gescheidt."

„Nicht wahr? Ich hatte Lavienne schon in petto."

„Die Gelegenheit nicht benutzen, wäre von einem Bruder auch sehr unrecht gewesen."

„Ich freue mich, daß Ihr meiner Handlungsweise Beifall schenkt. Ich hätte Lavienne von jener fehlgeschlagenen Heirath unterrichten können, aber wozu? Jeder Gedanke an einen Vorgänger stört einen Mann von Selbstgefühl, und da wir nach unserer Abreise von den Fossés, die kaum eine Stunde nach dem Bruche stattfand, uns in meiner Wohnung bei Vincennes zu Hause gehalten und von den Herren von Bourdet und von Preuil nichts wieder zu sehen bekommen haben, so wollen wir sie vergessen und sie bitten, uns ebenfalls zu vergessen."

„Wie!" rief Cadenet, „Ihr habt nicht erfahren —"

„Nein — was giebt es denn?" fragte Hugues überrascht durch die plötzliche Wehmuth, welche sich in Cadenets Zügen aussprach.

Lavienne aber rief in diesem Augenblicke seine Gäste zur Besichtigung des ersten Flügels. Das Gespräch ward dadurch unterbrochen und Cadenet, welcher trotz der nach einer so reichlichen Mahlzeit sehr natürlichen Expansion Zeit gehabt hatte, nachzudenken, wünschte sich Glück, daß er in seinen

vertraulichen Mittheilungen nicht weiter gegangen und folglich noch im Besitz seines Geheimnisses war.

„Es ist schon zu viel Unglück,“ dachte er, „daß ich den so bedrohten und so leidenden Bernard in das Haus gebracht habe, dessen Gebieterin Sylvia wird. Wer steht mir dafür, daß diese Leute nicht an der Katastrophe unseres Freundes mit Schuld sind?“

Nachdem man mehr oder weniger discret die Zimmer, die Galerien und die duftenden Cabinete besucht, über welche Sylvia nicht wenig erstaunte; denn es war dies ein in der Provinz noch unbekannter Luxus. Nachdem Lavienne Alles gezeigt, was er Elegantes und Werthvolles besaß, und klüglich gewisse Bilder und Basreliefs verschleiert, die für eine Musterschülerin der Feuillantinnen ein wenig zu lebhaft waren, gelangte man durch eine Terrasse in den zweiten Flügel der Gebäude, und der Bader ging, anstatt einen seiner Schlüssel zu suchen, um hier einzutreten, wie er überall anderwärts gethan, vorbei und versäumte, mit seinen Gästen einen sehr eleganten Pavillon zu besuchen, welcher sorgfältig isolirt, verschlossen und mit Epheu und Rosenbüschen bedeckt war. Mit der Straße stand er durch einen marmornen Portikus in Verbindung und verrieth die Wohnung eines jener Auserwählten, welchen die in ein wenig zu reichem Maße genossenen irdischen Freuden dereinst einige der ewigen Glückseligkeiten kosten müssen.

Lavienne ging, wie wir schon bemerkt haben, vorüber. Seine Kerze flackerte im Winde und er beeilte sich, sie unter der Vorhalle des zweiten Flügels in Schutz zu bringen.

„Monsieur,“ sagte Sylvia, welche das Uebergehen dieses Pavillons überrascht hatte, zu ihm, „warum besuchen wir denn diesen Ort nicht? Der Anblick ist verführerisch.“

„O," entgegnete Lavienne, „hier darf Niemand eintreten. Es ist dies die Wohnung der Frau Marquise von Verneuil. Ihr wisset nicht, daß sie es ist, welcher ich mein Etablissement hier verdanke. Ich stand im Dienste des seligen Königs, wie Ihr wißt, als die Frau Marquise aus diesem ganzen Terrain, welches sie kaufte oder sich von dem König schenken ließ, ein Baderhaus machte, dessen Leitung sie mir anvertraute, wobei sie sich diesen Pavillon mit einem besondern Eingang vorbehielt, um hier ihre Bäder zu nehmen, sich zu erholen oder sich kuriren zu lassen, wenn sie krank ist."

Sylvia verhielt sich stumm und gedankenvoll, während sie immer noch den Pavillon betrachtete.

Cadenet hob boshaft wieder an:

„Und auch, um hier die Besuche zu empfangen, welche sie nicht in dem Hotel Verneuil unter den Augen ihrer Tochter empfangen will; denn sie hat dergleichen Besuche in fürchterlicher Menge empfangen, wenn sie deren vielleicht nicht noch empfängt."

„Still! still!" rief Lavienne, mit einem Lächeln und einer bedeutsamen Pantomime, um Schweigen zu empfehlen.

„Aber es wäre doch sehr interessant gewesen, dieses Asyl einer so vornehmen Dame zu sehen," sagte Sylvia im Tone des Bedauerns.

„Unmöglich! unmöglich!" entgegnete Lavienne laut.

Und ganz leise setzte er hinzu:

„Ich werde es Euch zeigen, wenn wir allein sind."

In dem dritten Flügel befanden sich die Bäder, die Treibhäuser und die Zimmer Derer, welche hierherkamen, um Mineralwasser zu trinken und die großen Aerzte von Paris zu Rathe zu ziehen.

Sylvia widmete eine nur mittelmäßige Aufmerksamkeit

diesem Heildepartement, welches ihre Jugend und frische Gesundheit nicht interessirte. Die Spießbürger von Vincennes verstanden nicht viel davon. Cadenet, Lavienne und Hugues waren die Einzigen, welche das Verdienst so vieler philantropischen Erfindungen vollkommen zu würdigen wußten. Der Besuch war daher ein kurzer.

Man kehrte zurück, um den gewürzten Glühwein, das Meisterwerk Lavienne's und den Stolz seines Hauses, zu trinken, ohne sich weiter mit dem letzten Theil des Gebäudes zu beschäftigen, in welchem Cadenet wohnte, welcher sich wohl hütete, die Fragen, die der Capitän in dieser Beziehung an ihn richtete, auch nur zu beantworten.

Schon schäumte der süße, duftige Wein in den Bechern von vergoldetem Silber. Die Kuchen, die eingemachten Früchte, die Confitüren in ihren Krystallbecken erschienen in Sylvia's Augen wie eben so viele neue Wunder, als Lavienne mit Wonne erfülltem Herzen und seiner Frau einen verliebten Blick zuwerfend, die Bemerkung machte, daß noch niemals seit länger als fünf Jahren sein Haus des Abends so ruhig gewesen, daß dieses trauliche Familienmahl, der eben beendete Spaziergang und das jetzige Beisammensein — glückliche Vorbedeutungen eines dauernden Friedens und Glückes — die ersten Augenblicke wirklicher Muse seien, welche er ohne Kriecherei vor den Vornehmen, ohne Zwistigkeit mit den Geringen geschmeckt.

Er hatte noch nicht ausgeredet, als ein übermüthiger lauter Schlag an dem Metall der Eingangsthür dröhnte.

„Das ist sicherlich einer von meinen Herren, der sich auf Pierrats Ball gelangweilt haben wird und schon nach Hause kommt," sagte er. „Lassen wir ihn zu Bett gehen — er hat seine Leute. Wir wollen thun, als wenn wir schliefen."

„In der That," sagte Hugues, der sich dem Fenster genähert hatte, „man öffnet, man grüßt, aber, o wie ehrerbietig!"

„Meine Leute sind an Höflichkeit gewöhnt," hob Lavienne wieder an.

Ein Lakai trat ein, näherte sich eiligst dem Bader und sagte mit ganz bestürzter Miene:

„Die Frau Marschallin!"

„Welche Marschallin?"

„Die Marquise von Ancre, mit dem Herrn Grafen, ihrem Sohn, ihrem Secretair und zwei Frauen."

Lavienne sprang in die Höhe.

„Die Marschallin! zu dieser Stunde!" rief er. „Und wo ist sie? Man läßt sie wohl draußen warten? — Ha, Ihr Schurken! —"

Und er eilte hinaus, während seine Gäste erstaunt und verwundert ihm nachsahen.

Es war in der That Leonora, welche Lavienne's Haus als Herberge gewählt und schon in dem Garten bei dem Scheine des kalten Mondes auf und ab schritt, welcher die Rasenplätze versilberte und in der Ferne die massiven Thürme der Bastille sehen ließ, diese schwerfälligen Riesen, welche in dieser Gegend fortwährend Schildwache standen.

„Wie, Madame," rief Lavienne, indem er sie mit Mühe in dem Garten einholte, wo die dürren Blätter unter ihren kleinen Füßen knisterten, „Ihr erzeigt mir die Ehre, hierher zu kommen und Ihr bleibt außerhalb des Hauses?"

„Weise mir eine Wohnung an, Lavienne," sagte Leonora, „gleichviel was für eine."

„Madame!" antwortete er, von Bestürzung ergriffen.

„Eine Bedientenstube, eine Dachkammer, einen Stall, was Du willst."

„Ist sie denn wahnsinnig geworden?“ fragte sich der Bader, welcher nicht recht gehört zu haben glaubte.

Und er sah sie mit seinen großen durchbohrenden Augen unverwandt an.

„Ich weiß wohl, daß ich Dich in Erstaunen setze. Du hieltst mich für reich und glücklich — enttäusche Dich — ich bin eine Bettlerin! Man hat mich vertrieben! Beherberge mich aus Mitleid und aus Rücksicht auf die Thaler, welche ich Dir vielleicht zu verdienen gegeben.“

„Vertrieben vielleicht, aber Bettlerin! das glaube ich nicht,“ dachte Lavienne. „Eine Bettlerin!“ wiederholte er laut.

„Nun habe ich nicht Haus, Möbels, Kostbarkeiten und Juwelen verloren?“

„Eure Juwelen!“ rief Lavienne. — „Die habt Ihr auch verloren?“

„Nun, weißt Du das nicht? Du warst ja bei der Plünderung meines Hauses zugegen. Glaubst Du denn, jene Bösewichter hätten mir für eine Million Edelsteine gestohlen, um sie mir wiederzugeben?“

„Ach, die arme Frau,“ dachte Lavienne, „was nützt es nun, daß ich ihr ihre Juwelen in meinen Kasserolen gerettet habe? Was nützt es, daß ich sie so gewissenhaft dem Marschall zurückgegeben? Der Lump hat sie für sich behalten. Deshalb befahl er mir also zu schweigen, weil er, wie er sagte, seiner Frau eine Ueberraschung bereiten wollte. Welch eine Ueberraschung!“

Leonora legte einen Finger auf den Arm des Baders, den diese Betrachtungen unbeweglich und stumm gemacht hatten.

„Ich verstehe,“ sagte sie. „Du weißt, daß ich arm bin und zögerst, mich aufzunehmen, aber mein Sohn friert!“

Lavienne fuhr zusammen.

„Wie, Madame, Ihr beleidigt mich! Heda, Leute, das große Zimmer für die Frau Marquise und diesen jungen Herrn!"

„Aber," wendete der erste Gehülfe ein, „dieses Zimmer ist von dem Herrn polnischen Magnaten bewohnt."

„Man wird," rief Lavienne mit Nachdruck, „alle Magnaten der Welt zum Hause hinauswerfen, wenn sie sich weigern, die Rücksicht anzuerkennen, welche man einer Person von so hohem Range wie Madame schuldig ist, — einer Dame," setzte er in ritterlichem Tone hinzu.

Lavienne war Edelmann. Jetzt wissen wir es.

Und dann setzte er, seinen Kellner leise in den Arm kneipend, hinzu:

„Gieb der Marschallin das Zimmer daneben — es steht leer."

Lavienne war nicht blos Edelmann, sondern gleichzeitig auch Bader.

„Ich danke Dir, mein guter Lavienne," sagte Leonora gerührt; „wenn ich Dich nicht belohnen kann, so wird Gott es thun."

„Eure Bürgschaft genügt mir," entgegnete er, indem er mit jener schmeichlerischen, erheuchelten Geradheit lachte, welche die Fürsten zu seinen Kunden machte. „Mittlerweile werde ich gehen, um Euch ein anständiges Nachtmahl zu bereiten."

Während Leonora mit ihren Frauen und ihrem Sohne von dem Zimmer Besitz nahm, begab sich der Bader zu seinen Gästen zurück, aber mit Heiterkeit und Muße war es nun vorbei. Das kühle Antlitz des Wirthes verscheuchte den Frohsinn. Lavienne ließ das Feuer in der Küche wieder anbrennen, die Spießbürger von Vincennes gingen schlafen, Hugues

richtete sich für die Dauer in dem Hause ein, um gute Gewohnheiten zu lernen, und Cadenet ging in sein Zimmer hinauf, nicht ohne vorher mit Sylvia einen Blick gewechselt zu haben, welcher von der einen Seite bedeutete: „Ich habe Dir tausend Dinge zu sagen," und von der andern: „Ich werde Dir fünfzehnhundert darauf antworten."

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Salmis à la maréchale.

Leonora schlief nicht. Nicht um zu schlafen, war sie in dieses Haus gekommen. Kaum angelangt, kaum zu Bett gebracht, begann sie ihre Projecte zu machen.

Noch niemand wußte ihren Weggang aus dem Louvre, denn sonst hätte man sie schon zurückholen lassen. Der Trost dieser Unglücklichen bestand eben in dem Lärm, welchen ihr Verschwinden am Hofe machen mußte und in der Unruhe, welche daraus hervorging.

Corbinelli trieb sich umher, die Frauen dachten an ihre Instruction. Der junge Graf de la Pène hatte einen Kuchen gegessen und schlief nun, denn er kannte bis jetzt weder Ehrgeiz noch Gewissensbisse.

Länger als eine Stunde konnte Leonora es nicht im Bett aushalten. Sie sprang auf, kleidete sich allein an, und ihre Frauen kamen eben nur noch Zeit genug herbei, um ihr die in den Garten führende Thür zu öffnen.

Ein bläulicher Schein fiel zwischen den Aesten der Bäume hindurch und zeichnete ihre Schatten auf dem Rasen. Der Springbrunnen weinte seine gewohnten Thränen in das zu

volle Bassin, aus welchem sie zur Erde überströmten. Der rauhe Wind, welcher den frischen Wasserschaum weit hinweg trug, riß auch an dem hier und da gestirnten dunkelblauen Himmel grauweiße Flocken aus den Wolken, vermochte aber nicht, das weit schwerere Gewölke zu zerstreuen, welches unaufhörlich aus dem bedrückten Herzen Leonora's nach ihrem Hirn emporstieg.

Mit einem dichten Gewand von schwarzem, mit Pelz besetztem Sammet bekleidet, ohne Zierrathen oder modische Eleganz, in bloßem Kopfe, mit bleichem Antlitz, aus dem die großen starren Augen hervorleuchteten, wandelte diese gebrechliche Allmächtige langsam und schweigend, ihre kleinen Hände faltend, um den Springbrunnen herum und suchte auf der Erde, am Himmel, und befragte ihre Erinnerungen.

Ihr gegenüber befand sich die Mauer, welche den Garten von dem Hotel Zamet trennte, wo vor sechzehn Jahren die Florentinerin gelebt, noch frei, noch unbekannt, aber reich durch ihr Genie und durch ein Herz, welches von dem Glück noch nicht in Eis verwandelt worden.

Welche Gedanken tauchten in ihrem Gedächtniß empor — die Gedanken der Jugend, der Kraft, der Liebe! Wie wühlte ihr stieres Auge in diesem Halbdunkel! Wie verhüllte es sich durch Reue und Schwermuth, zuweilen sogar vor Angst und Furcht, wenn es den Phantomen der lächelnden und traurigen Vergangenheit glaubte.

Die beiden an der Thür des Zimmers lehnenden Kammerfrauen beobachteten sie, um auf den leisesten Ruf, auf die flüchtigste Geberde bei der Hand zu sein. Sie, glücklich in dieser ungewohnten Ruhe, vermuthete nicht einmal, daß es in diesem Hause ein Geräusch, einen Wirth geben könnte.

Diese Ruhe sollte jedoch nicht von langer Dauer sein.

Plötzlich ließen sich laute Hufschläge und Stimmen in dem Hofe vernehmen. Leonora sah eine ihrer Frauen mit Corbinelli herbeieilen. Sie wirft sich in den dunkeln Schatten einer Gruppe von Kastanien- und Feigenbäumen, deren zu Dreiviertheilen entlaubten Zweige dennoch einen ziemlich großen Raum verdunkeln.

„Madame," sagte der Italiener, „es ist der Herr Marschall, der Eure Spur verfolgt hat, und Euch zu holen kommt. Er ist von zwei Personen begleitet, von welchem die eine, glaube ich, Herr Siete-Iglesias — unser Retter — ist."

„Ihr wißt, was ich gesagt habe," antwortete Leonora, „ich will keinen lebenden Menschen sehen — geht."

„Madame, der Herr Marschall wird darauf bestehen."

„Keinen lebenden Menschen!" wiederholte die Florentinerin in ihrem energischen Tone. „Uebrigens gehe ich jetzt wieder in mein Zimmer und wenn Du so feig bist, Jemanden einzulassen, so verbarrikadire ich mich."

Gleich den Hunden, welche in dem Blicke des Herrn seinen wirklichen Gedanken lesen und ihn nicht zu umgehen suchen, wenn sie ihn einmal verstanden haben, wendete Corbinelli sich nach dem ersten Hofe.

Leonora schleicht sich schnell in ihr Zimmer, ruft ihre beiden Frauen, schließt sich ein, und Schweigen und Dunkelheit bedecken abermals diesen Theil des Hauses.

Mittlerweile plauderte der Marschall mit einem seiner Begleiter. Die dritte Person war einer jener Diener di mila franchi, wie deren Concini tausend in seinem Dienst hatte, um gute oder schlechte Aufträge — die guten waren aber sehr rar — zu vollziehen.

Dieser Edelmann für tausend Franks beobachtete zwischen

sich und den beiden Herren eine mehr als ehrerbietige Entfernung.

Lavienne lauschte in seiner Küche und that, als ob er nichts hörte, nichts sähe. Er machte sich sehr klein in dem Sturme, welchen dieses Kommen und Gehen in seinem Hause verkündete.

Corbinelli kam wieder zurück.

„Nun, nachdem sie benachrichtigt ist," sagte Concini in entschiedenem Tone, „führe sie wieder nach Hause. Du bist es, Schurke, der ihr zu diesen Streichen räth."

„Ich! — O, Monseigneur," antwortete Corbinelli; „nimmt Madame wohl jemals einen Rath an?"

„Das ist auch wahr," dachte der Marschall. „Nun gut, so führe mich," sagte er lauter. „Der Herr Graf wird einen Augenblick warten, bis das erste Feuer vorüber ist. Es wird heftig sein, nicht wahr, Sennor?"

„O, ich werde warten," sagte eine Stimme, welche unsere Leser schon mehr als einmal gehört haben, sowohl in dem Staatsrathe der Königin, als in dem Schatten unheimlicher Thaten — eine Stimme, düster und unheilverkündend, selbst wenn sie schmeichelt.

Corbinelli bückte sich tief und sagte zu dem Marschall:

„Herr, Madame empfängt Niemanden; habt die Gnade, Euch nicht zu bemühen."

„Wie!" rief Concini, indem er sich zornig aufrichtete. „Willst Du, daß ich Dich kreuzigen lasse, Schurke?"

„Das hieße einem Unschuldigen großes Unrecht anthun, Monseigneur. Madame sagt, sie würde sich verbarrikadiren, wenn Ihr auf Eurem Verlangen bestündet. Hört, wie man schon Alles bei ihr verschließt."

„Graf," murmelte Concini, „sie ist furchtbar. Wir würden

vergebens auf unserm Verlangen beharren. Und sie würde nicht dabei stehen bleiben."

„Sie ist allerdings eine Person von großer Willenskraft," antwortete der Spanier höflich.

Concini seufzte.

„Ja, sie besitzt einen ehernen Willen."

„Und wie lange dauert dieser?" fragte der Spanier.

„Wenn sie haßt, sehr lange, Sennor. Jetzt hat sie mich in der Gewalt. Die Mißhandlungen werden beginnen."

„Aber diese Flucht hierher muß doch irgend einen Zweck haben," sagte Siete-Iglesias.

„Alles, was sie thut, hat einen Zweck, Sennor. Sie ist im Stande, ohne Weiteres nach Florenz zu reisen und uns durch diesen Skandal in Miscredit zu bringen. Das ist es eben, was wir fürchten, die Königin und ich."

„Warum habt Ihr aber Lavienne noch nicht befragt? Der muß doch etwas wissen!"

„Ja, ruft Lavienne," sagte der Marschall zu dem Edelmann für tausend Franks.

Concini nahm den Grafen am Arm und führte ihn auf die Seite, während Corbinelli sich beeilte, die Marschallin wieder aufzusuchen.

„Seht Ihr," fuhr Concini fort, indem er den Arm seines Freundes drückte, „irgend etwas Unheilvolles schwebt in der Luft, über meinem Haupte. Fühlt Ihr es nicht selbst? Seid Ihr ruhig? Verletzen Euch nicht die Atome, welche Euch umkreisen? Ritzen sie Euch nicht in die Haut wie Millionen unsichtbare Dornen?"

„Nein, durchaus nicht," entgegnete der Spanier, der von seinem Begleiter noch mehr hören wollte.

„Seht," hob Concini mit übervollem Herzen wieder an,

„wir sind jetzt in einer schlimmen Lage. Und sie fühlt das, — sie, deren Empfindlichkeit so groß ist, daß sie das Gute oder das Böse schon aus der Absicht des Schicksals erräth. Wir dagegen sind grob, sinnlich und abgestumpft, seht Ihr. Und dennoch wie viele Mahnungen! Der Tod meiner Tochter, die Emeuten in der Picardie, in meinem Gouvernement, die Plünderung meines Hauses, die Flucht des Herrn von Vendôme, Graf — ich bin hartnäckig, und ich habe Unrecht."

„Warum?" entgegnete der Spanier. „Euer Glückswagen rollt nicht, sondern fliegt. Könnt Ihr verlangen, daß die Straße mit Sammet gepolstert sei? Was will hier und da ein Kiesel, ein Gleis sagen? Eure Räder zermalmen den einen und beschmuzen den andern. Der Tod Eurer Tochter ist ein Unglück, aber ohne Bedeutung; denn es bleibt Euch ja noch ein Sohn, der wahre Erbe Eures Namens und Eurer Güter. Gesteht dies."

„Das ist wahr."

„Euer Haus ist geplündert worden? Was kommt darauf an! Es bleiben Euch vielleicht noch zwanzig Millionen, und ich müßte mich sehr irren, wenn dieser Verlust Euch nicht doppelt wieder ersetzt würde. Die Königin ist ja da."

„Das sagte sie mir so eben auch," antwortete der Marschall nachlässig.

„Die Flucht des Herrn von Vendôme ist allerdings vom geschäftlichen Gesichtspunkte aus ein weit ernsteres Ereigniß. Hat man aber dieses Ereigniß nicht regulirt? Hat man es nicht gezwungen, sich in die harmlosen Bedingungen eines jeden gewöhnlichen Unfalles zu fügen?"

„Einen Angriff, den der Präsident von Harlay auf mich macht, werde ich niemals etwas Gewöhnliches nennen."

„Bah!"

„Dieser Mann von Marmor, dieser hundertjährige Grenzstein, der seit zwanzig Jahren Alles gesehen hat — Alles, Herr Graf! Hört Ihr wohl? Und Ihr werdet nicht leugnen, daß er die Streiche geleitet hat, welche wir durch die Energie der getroffenen Maßregeln vergangenen Monat auf so wunderbare Weise abgelenkt haben. Nach diesen aber werden andere kommen."

„Das glaube ich nicht, und übrigens, wer einmal Etwas ablenkt, kann es auch zwei Mal, kann es auch tausend Mal thun. Der Gegner wird eher müde werden, als wir, und übrigens haben wir ihm seine Waffe aus der Hand geschlagen."

„Fräulein von Coman hat er immer noch."

„Aber blos diese, und sie allein kann nichts. Ein Prozeß hat dies schon bewiesen."

„Aber könnt Ihr wohl frei athmen, so lange er sie hat, wenn auch allein? Höret Herrn von Espernon hierüber, höret die Marquise von Verneuil — sie zittern."

„Ich sage auch nicht, daß wir uns in Schlaf sollen lullen lassen, Herr Marschall. Ich weiß, daß in diesem Augenblick der Präsident einen neuen Kampf versucht, um uns zu verhindern, ein Verdammungsurtheil gegen die Schrift jenes Parlamentsadvokaten, seiner Kreatur, zu erlangen, den wir mit Recht wegen Hochverraths wollen abstrafen lassen, und es wird uns gelingen. Mittlerweile versichere ich, daß meine Augen offen sind und die Euren auch. Die des Herrn von Espernon wachen unaufhörlich und die der Marquise sind mit denen eines Tigers zu vergleichen. Während wir Dreie wachen, schlaft Ihr einen Augenblick; Ihr scheint müde zu sein. Sobald wir müde sind, werdet Ihr uns ablösen."

„Meine wirkliche Ermüdung ist Leonora. Dieses Weib

kommt noch von Sinnen, sehet Ihr. Wie kann ich bei diesen Extravaganzen einer Wahnsinnigen etwas bestimmen und regeln? Diese Unruhe raubt mir noch das Leben!"

„Euch!" sagte der Spanier. „Ihr werdet sie um wenigstens dreißig Jahr überleben. Sie hat sehr gealtert, die Frau Marschallin, und Ihr seid noch ganz jung."

„Ich fühle mich noch sehr rüstig — dies ist leider wahr."

„Mein lieber Freund, lasset die alten Zweige fallen. Treibet Eure grünen Zweige. Wer weiß, was Gott Euch noch aufgehoben hat. Wenn ich Euer Glück hätte, so würde ich es bis auf's Aeußerste verfolgen. Bedenket doch, daß von der Stelle, wo Ihr in diesem Augenblick stehet, Ihr nur einen Schritt zu thun, nur einen Arm auszustrecken braucht, um das Ziel jedes menschlichen Ehrgeizes zu erreichen."

Siete-Iglesias ließ das Gift dieser Worte langsam in die Wunde eindringen, dann setzte er hinzu:

„Jeder Mensch begeht in seinem Leben mehr oder weniger Fehler. Die Starken sind nicht die, welche niemals fallen, sondern die, welche jedes Mal, wo sie fallen, um desto höher wieder aufspringen. Auch ich habe Fehler begangen! Auch ich habe meinen Kiesel unter dem Rade. Ach, warum bin ich vermählt! Und Ihr auch!"

Concini betrachtete, an der empfindlichsten Stelle berührt, seinen Begleiter mit mißtrauischer Schnelligkeit. Der Spanier wich dem ersten Anprall dieses Blickes aus.

„Da kommt Lavienne," sagte er, „befragt ihn über die Ideen der Frau Marschallin."

Und er trat discret ein wenig beiseite. Concini war durch diesen unvermutheten Angriff des Spaniers so beunruhigt worden, daß er alle Fassung verloren hatte.

„Was bedeutet die Ankunft der Marschallin hier?“ sagte er zu Lavienne, ohne recht zu wissen, was er sprach.

„Verzweiflung, Monseigneur, Laune, Trotz des Kindes, welchem man sein Spielzeug genommen, und welches so lange schmollen wird, bis man es ihm wieder giebt.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Daß die Sache nicht so schlimm geworden wäre, wenn Ihr nicht so lange den Scherz fortgetrieben hättet, den Ihr seit einem Monat mit ihr macht.“

„Welchen Scherz treibe ich denn seit einem Monat mit ihr, Meister Lavienne?“

„Nun, mit den Schmucksachen, die Ihr zurückbehalten habt, und die sie auf immer verloren glaubt.“

Der Marschall erröthete.

„Du könntest Recht haben,“ sagte er. „Ich habe nicht daran gedacht. Hat sie mit Dir davon gesprochen?“

„In sehr bittern Worten.“

„O, dann ist also ein Ausweg vorhanden,“ murmelte Concini. „Ich werde ihr einen guten Theil davon wiedergeben.“

„Glaubt mir,“ sagte Lavienne, „gebet Ihr Alles wieder und füget lieber noch Etwas hinzu. Wo nicht —“

„Nun, wo nicht?“

„So setzt sie den florentinischen Kopf auf, Monseigneur; weiter sage ich Nichts.“

„Lavienne, Du bist ein Mann, der guten Rath zu geben weiß,“ sagte Concini. „Aber wie soll ich ihr nach so langer Zeit diese Edelsteine zurückgeben, ohne daß sie etwas argwöhnt?“

„Den Scherz, den Ihr machen wolltet! O, deswegen beunruhigt Euch nicht. Ich nehme dies auf mich. Schicket

mir Alles hierher, Herr Marschall, und in einer Stunde verlanget bei der Frau Marschallin zu Abend zu speisen — für das Uebrige stehe ich."

„Ich glaube, der Kerl hat Recht," sagte Siete-Iglesias, den der Marschall in seinem Schatten aufzusuchen kam.

„Ihr habt also gehört?"

„Ohne es zu wollen. Ihr redetet ja so laut. Geht und laßt so schnell als möglich diese Sächelchen holen. Die verzweifeltste Frau läßt sich oft durch eine Fliege wieder zu Verstande bringen. Um wie viel mehr wird dies der Fall sein, wenn die Fliege eine Million werth ist!"

„Pier-Andrea!" rief der Marschall, indem er dem Edelmann für tausend Franks mit leiser Simme einen Befehl ertheilte, und diesem Befehl einen Schlüssel zu seiner Cassette beifügte, „in einer halben Stunde seid Ihr mit dem, was ich verlange, wieder hier."

„Der Bote warf sich auf sein Pferd und galoppirte davon. Die beiden Herren setzten ihren Spaziergang in dem Garten fort. Sie verloren sich hier lange in den dunkeln Alleen und wechselten ihre Worte oder vielmehr ihr unheimliches Flüstern, welches der rauhe Nordwind davontrug.

So waren Dreiviertelstunden verflossen, als ein eiliger Schritt sich hinter ihnen hören ließ. Eine Stimme rief sie — es war die Lavienne's, welcher sie vertraulich anredete.

„Kommt," sagte er in geheimnißvollem Tone, „Euer Bote ist wieder da. Die Sache ist auf dem besten Wege, sich zu arrangiren."

„Wo denn?"

„Auf meinem Backofen in diesem Augenblick," sagte der Bader, indem er sich die Hände rieb.

„Das verstehe ich nicht,“ sagte der Spanier, welcher diese Vertraulichkeiten stets nur mit insolenter Kälte hinnahm.

„Folget mir, Messeigneurs, und ich werde Euch an einen Ort stellen, von welchem aus Ihr den Anblick genießen könnt.“

Sie gehorchten. Lavienne ließ sie in eine Vorhalle eintreten, öffnete eine Thür, welche in ein umfangreiches Vorzimmer führte und deutete ihnen gegenüber auf eine zweite Thür, die mit dichten Vorhängen von prachtvollem persischen Brokat mit Silberblättern verschlossen war.

„Leget Jeder,“ sagte er, „ein Auge an die Falte dieses Vorhangs, schauet hin und handelt den Umständen gemäß.“

Der Marschall schauete zuerst hin. Man sah von diesem Beobachtungspunkte aus das anstoßende Zimmer, in welchem das eleganteste Couvert auf einem mit Pyramiden von Früchten und Blumen besetzten Tische servirt war. Ein Sessel stand vor diesem Tische.

„Was werden wir denn da sehen?“ fragte der Graf den Bader.

„Das Nachtmahl der Frau Marschallin,“ antwortete dieser boshaft.

„O, wenn sie soupirt, dann ist sie ja nicht krank,“ sagte der Marschall.

„Still! still!“ sagte Lavienne.

Die Marschallin trat, immer noch ernst und bleich, aus einer Thür ihres Zimmers in diesen blendenden Speisesaal ein. Drei kleine Fontainen von böhmischem Krystall sprudelten aus der nahen Wand Wasserstrahlen, die mit Leonora's Lieblingsparfüms geschwängert waren.

„Hier riecht es gut,“ sagte sie traurig. „Lavienne verwöhnt mich. Er thut Unrecht daran, dieser gute Lavienne,

oder vielmehr er hat Recht, daß er mir zum Abschiede eine angenehme Erinnerung mitgiebt. Corbinelli, Du wirst ihm von Florenz aus schreiben, sobald wir dort angelangt sein werden. Ich will ihn diesen nichtswürdigen Franzosen entführen; ich will ihm dort Gelegenheit geben, ein königliches Vermögen zu erwerben."

Der Marschall und Siete-Iglesias wechselten einen Blick.

„Hat man schon für morgen früh mit Tagesanbruch Pferde bestellt?" setzte sie hinzu.

„Ja, Madame."

„Gut. Wie gut das riecht! — Ich liebte Paris," setzte sie hinzu. „Dieses Haus ist ganz besonders bestimmt, mir immer zu gefallen. Früher betete ich es an. Es war früher ein Palast! ein Palast der Schönheit, des Edelsinns, der Liebe."

Der Marschall runzelte die Stirn. Hatte Lavienne ihm einen so guten Platz angewiesen, damit er diese Geständnisse in Bezug auf die Vergangenheit seiner Frau höre?

Lavienne trat in den Speisesaal.

„Sei willkommen," sagte die Marschallin. „Ich segne Dich seit meinem Eintritt. Du hast mich in meinen Frühling zurückversetzt. Aber wozu alle diese Herrlichkeiten, mein armer Lavienne? Ich habe keinen Hunger."

„Madame, das sagt man allemal, wenn man sich zu Tische setzt, und es ist doch nur erst dann wahr, wenn man davon aufsteht."

„O, ich sage Dir, es wird Dir nicht gelingen, mich zu bewegen, eine —"

„Und ich wette das Gegentheil," sagte er. „Ich habe für Euch erst heute Abend ein neues Gericht erfunden, welches Ihr kosten werdet, oder der Teufel soll mich holen."

„Unmöglich; mein Magen ist eben so zusammengeschnürt wie mein Herz.“

„O, diese Beleidigung werdet Ihr mir nicht anthun, Madame, mir, der ich, um Euch zu dienen, von meinem eigenen Hochzeitsmahle aufgestanden bin.“

„Was sagst Du da? Du verheirathest Dich?“

„Ich bin schon verheirathet, und wenn Ihr nicht esset, wäre es auch nur ein Bissen, so stelle ich Euch meine Frau nicht vor.“

„Guter Lavienne, ich liebe Dich, gehe, einen Löffel Fleischbrühe, weiter nichts.“

„Strecket die Hand aus.“

Er zeigte auf ein Rechaud, auf welchem etwas ganz ausgesucht Feines in einer goldenen Schüssel zu dampfen schien.

„Aber das ist doch keine Fleischbrühe, welche in diese appetitliche Kruste eingeschlossen ist.“

„Die Fleischbrühe ist darin, Madame — hebet nur den Deckel auf.“

„Wie nennst Du dieses neue Gericht?“

„Salmis à le maréchale.“ Lavienne präsentirte Leonora einen Löffel und hob selbst den Deckel des Rechaud.

Zerstreut, gleichgültig, wie der Appetit einer vornehmen schmollenden Dame ist, tauchte Leonora den Löffel hinein ohne hinzusehen.

Erstaunt aber über den Widerstand und ganz besonders über den seltsamen Ton, welchen das Metall gab, indem es auf den Inhalt dieser wunderbaren Schüssel stieß, fuhr die Marschallin mit ihrem Löffel noch tiefer hinein und hob ihn empor, schwer und blendend von tausendfachem Feuer, Purpur und Azur, welcher im Scheine des Lichts und von den flammenden Spiegeln zurückgeworfen, funkelte.

„Diamanten! Perlen!" rief sie.

Lavienne hob die Schüssel empor und leerte sie lachend wie einen rauschenden Wasserfall in den Schoos und die Hände Leonora's, welche außer sich vor Freude diesen Juwelenhaufen mit den Fingern betastete und mit den Augen verschlang.

„Meine Juwelen, Meine Steine!" rief sie entzückt. „Dieselben! ganz dieselben!"

„Und ohne, daß ein einziger davon fehlt," sagte Lavienne.

„Wem verdanke ich dieses unverhoffte Glück?"

„Dem Herrn Marschall, der Euch schon seit langer Zeit diese Ueberraschung bereitet hatte."

Leonora runzelte die Stirn.

„O Du übertreibst," sagte sie, „konnte er wohl voraussehen, daß ich hierherkommen würde? Wußtest Du es wohl selbst?"

„Nein, Madame, aber ich weiß, daß ich Befehl hatte, diesen Salmis à la maréchale Euch heute Abend zum Souper in den Louvre zu bringen, als Euch der Zufall zu mir führte. Habt Ihr nicht meine Ueberraschung bemerkt, als ich Euch erblickte?"

Die Züge der Florentinerin glätteten sich. Sie senkte träumerisch das Haupt, noch jung wie jede Frau mit welker Stirn, deren Herz von einer neuen Regung überwallt. „Das ist wirklich zartsinnig und dennoch liebt er mich nicht mehr," sagte sie ganz leise, aber sichtlich erweicht.

„Nun vorwärts, Marschall, jetzt ist der Augenblick," sagte Iglesias, indem er Concini zwischen dem Vorhang hindurchstieß. „Ein wenig Beredsamkeit."

Ein lauter Ausruf der Gattin, ein Kuß des Gatten auf die Stirn der Beleidigten beendeten das Tableau, welches der Spanier mit kaltem Blicke betrachtete wie eine Studie.

„Aber," hob die Florentinerin wieder an, „wenn ich auch

mit Dir wieder ausgesöhnt bin, Concini, so habe ich mich doch mit der Königin auf den Tod veruneinigt."

„Glaubt Ihr?" sagte Lavienne, indem er der Marschallin eine neue Schüssel darbot. „Hier ist ein Billet von Ihrer Majestät an Euch, welches ein Courier in diesem Augenblick überbracht hat. Die Königin Maria schreibt nicht an die Leute, so lange sie Groll gegen sie hegt."

Leonora ergriff rasch den Brief, und las folgende in ihrer geliebten toskanischen Sprache geschriebene Worte:

„„Schmolle nicht mehr, Leonora; Du weißt ja, daß man Dich liebt. Komm schnell zurück. Es liegt noch eine Million Franks in dem Schatz der Bastille; wenn Du sie brauchst, um Dein Haus wieder aufzubauen, so sollst Du sie bekommen.

„Maria.""

„Nun," sagte der Marschall, „ist der Brief gut?"

Leonora reichte ihm das Papier, welches er ebenfalls las.

„Du siehest wohl," sagte er, „daß Dir das Geschick niemals freundlicher gelächelt hat. O, Ihr hattet Recht, Graf, der Stern beginnt wieder zu strahlen. Ich will doch sehen, wie weit das Glück eines Menschen gehen kann."

Er sprach diese Worte mit einem Feuer, welches den Zügen der Marschallin wieder den Ausdruck des Nachdenkens verlieh.

„Madame," beeilte Lavienne sich zu sagen, „ich habe befohlen, daß man Eure Sänfte bereit halte. Lasset die Dame des Louvre nicht warten, und habet im Vorübergehen die Gnade, mit einem Blick die Dame dieses Hauses zu beehren."

„Ja wohl! ja wohl!" entgegnete Leonora. „Kommt, meine Herren, wir wollen Lavienne's Frau sehen."

Ihre Frauen hatten sie schon mit einem Mantel bedeckt. Sie warf ihre Juwelen in einen Korb, welchen man

vor ihr her trug. Der Marschall führte seinen Sohn an der Hand.

„Wohlan,“ sagte Iglesias ganz leise zu ihm, „die Stadt ist gewonnen. Ihr sehet wohl, der Wind ist uns günstig.“

An der Schwelle des kleinen Saales stieß der Zug der Marschallin auf die zitternde, sich tief verneigende Sylvia. Der Bader zeigte sie mit vor Freude strahlendem Antlitz seiner edlen Gönnerin und den beiden Herren.

„Sie ist bewundernswürdig!“ rief Leonora. „Ah, mein Kind, ich muß Dir ein Hochzeitsgeschenk geben.“

Sie nahm aus dem Korbe, ohne daß es schien, als ob sie lange wählte, ein Armband, welches aber, wie sich ergab, nicht das werthvollste war.

„Hier nimm!“ sagt sie.

„Eine allerliebste junge Frau!“ rief der Marschall dem Spanier zu, welcher seit einer Minute lächelte wie der Satan beim Anblick eines gefallenen Engels.

Als aber Sylvia sich aufrichtend einen klaren, festen Blick auf ihn heftete, als durch diesen Blick gestört, der Graf eine Bewegung nach links machte und hier dem bedeutsamen, sogar drohenden Blick des Capitän Hugues begegnete, auf dessen Arm seine Schwester sich stützte, da schwand sein Lächeln sofort, und er entfernte sich mit nachdenklicher Miene.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Das Erwachen.

Das so vielen Freuden, so seltenen Genüssen offene Haus des Baders barg dennoch in einem seiner Zimmer den unglücklichsten Menschen, der jemals hier sein Haupt zur Ruhe niedergelegt. Wir wissen, wie Bernard nach dem furchtbaren Ereigniß in Bordes von Cadenet in die Straße de la Cerisaie gebracht worden war, noch aber liegt uns die schmerzliche Aufgabe ob, die Reihe von Leiden zu erzählen, von welchen für diesen Unglücklichen jede Secunde der seit jenem furchtbaren Augenblick der verflossenen Zeit begleitet gewesen war.

Er langte in dem Hause an, ohne auch nur auf einen Augenblick wieder zur Besinnung erwacht zu sein. Cadenet schaffte ihn in sein Zimmer, verbreitete das Gerücht, es sei ein junger Edelmann, der in einem jener damals schon streng verbotenen Zweikämpfe verwundet worden, und bemühte sich, einen Arzt aufzufinden, der zugleich Verschwiegenheit und Geschicklichkeit besäße — zwei Dinge, deren Vereinigung in einer einzigen Person nicht wenig Nachforschungen nöthig machte.

Um in etwa eintretenden schwierjgen Fällen eine Stütze zu haben, erzählte Cadenet seinem Bruder, Herrn von Luynes, das ganze Unglück, welches Bernard betroffen.

Der Günstling durchschaute vielleicht nicht die ganze Wahrheit; sein Scharfsinn aber und die Kenntniß, welche er von den Geheimnissen des Hofes hatte, führten ihn in dieser mysteriösen Frage weiter, als seinen Bruder.

Bernard erschien ihm so interessant, daß er den Leibarzt des Königs bewog, sich zu Lavienne zu begeben. Und da dieser geschickte Arzt gerade den an der fallenden Sucht leidenden polnischen Magnaten in der Kur hatte, so ward Bernard noch mit in den Kauf genommen.

Dennoch aber flößte der arme junge unbekannte Mann dem Arzte weit mehr Interesse ein als der Fürst. Seine Krankheit gehörte zu denen, welche für die Wissenschaft ein interessantes Studium darbieten. Noch niemals war dem alten Arzte in seiner langen und ruhmreichen Praxis ein solcher Fall vorgekommen.

Bernards Ohnmacht war einer so tiefen Erstarrung gewichen, daß sie dem friedlichsten Schlafe glich. Kaum ein oder zweimal in vierundzwanzig Stunden öffnete er seine trüben Augen, deren Lider sich bei dem Lichtstrahl, der sie berührte, sofort wieder schlossen. Während dieses seltsamen Schlafes war das Athmen kurz und stoßweise. Die fest geschlossenen Zähne ließen keinen Hauch hervordringen, und der glühende, in dem Herzen concentrirte Dunst dieses Lebens entschlüpfte in zwei Strömen durch die Nase, aus welcher zuweilen auch einige Tropfen Blut flossen.

Ein gewisses fieberhaftes Colorit röthete die Backenknochen. Die Hände hingen weiß wie Wachs zu beiden Seiten des Bettes herab. Die größte Anstrengung des

Kranken war gewesen, diese Hände bis zu seiner Stirn empor=zuheben, wie um von derselben die Visionen zu verscheuchen, die ihn umlagerten. Dieser Beweis von Bewußtsein, oder vielmehr mechanischem Instinkt, hatte sich aber nicht wie=derholt.

Anfangs und im Angesicht eines so beunruhigenden Zu=standes hatte Cadenet seinen Freund verloren geglaubt. Der Arzt war derselben Meinung gewesen. Es würde, sagte er, binnen kurzer Zeit einer jener furchtbaren Fieberanfälle, der Orkan des Uebels, eintreten, die Wellen dieses schlafenden Blutes peitschen, die trägen Glieder schütteln, wie der Sturm die Aeste des Baumes schüttelt, und diesen Unglücklichen, der schon seit einem Monat gewissermaßen eine Leiche war, in einen schmerzvollen Tod hinabstürzen.

Allmälig aber gaben die Ruhe des ganzen Organismus, die Regelmäßigkeit des Pulses und des Schlages der Arterien, die immer beruhigendere Frische der Haut den Gedanken des Arztes eine andere Richtung. Als er sah, daß die beruhigen=den Tränke, die er hatte reichen lassen, auf den in seinen Functionen vollkommen regelmäßigen Magen die normalste Wirkung hervorbrachten, wagte er, kräftige Fleischbrühe zu versuchen, der es gelang, das Leben zu erhalten, und als er die Unterstützung bemerkte, welche die Natur ihm lieh, um das Leben dieses Unglücklichen zu vertheidigen, begann er da=von die Erhaltung dieses Lebens zu hoffen, welches so elend sein mußte.

Mehr als einmal blieb Cadenet, ein Mann von Verstand, mißtrauisch ohne Galle, aber in der Wissenschaft der Dinge dieser Welt gut bewandert, mehr als einmal, sagen wir, blieb dieser einzige Freund Bernards des Abends gedankenvoll stehen, um ihn zu betrachten, musterte im Stillen alle seine

Leiden, zählte die Gefahren der Zukunft auf und fragte sich, indem er die guten und schlimmen Aussichten in der diesem Sterbenden vorbehaltenen Existenz gegen einander abwog, ob es nicht am Ende im Sinne erleuchteter Menschenliebe gehandelt sei, wenn man ihn vollends sterben ließe.

Um ihn mit brüderlicher Hingebung und Ausdauer ungestört pflegen zu können und übrigens auch auf den Rath seines Bruders, der in der Erhaltung dieses jungen Mannes etwas für die Interessen des Königs und die seinigen Nützliches ahnte, gab sich Cadenet selbst für krank aus. Dies gestattete ihm auch, die Schritte der Feinde Bernards im Innern besser zu beobachten, während Luynes sie von Außen überwachte.

Lavienne bewahrte, wie man gesehen, sein Geheimniß, und da dieser unbewegliche Zustand Bernards dem Dienstpersonal weiter keine Mühe verursachte, so verlautete außerhalb des Zimmers der beiden Freunde nichts von allem diesen.

Es ward dem verführerischen Cadenet ein wenig schwer, alle jene aus Neigung oder auf Befehl angesponnenen galanten Intriguen vor der Hand ruhen zu lassen. Luynes aber hatte seinem Bruder befohlen, sich krank zu stellen und das Zimmer zu hüten, und der Bruder gehorchte.

Seine Abwesenheit vom Hofe hatte zu einigen Gerüchten Anlaß gegeben, welche vom Herrn von Luynes aufmerksam gesammelt wurden. Ein anfangs unbekannt gebliebener Stallmeister hatte sich nach Herrn von Cadenet erkundigt. An einem andern Abend, als dieser Stallmeister wiederkam, folgte ihm Lavienne bis an die Straße Saint Antoine, nicht weit von der Bastille, wo er ihn mit einer in einer Sänfte verborgenen Dame sprechen sah. Um diese Dame zu erkennen, hätte er sich nähern müssen, und der Platz war zu frei hierzu.

Lavienne begnügte sich daher, sich die Fährte des Stallmeisters zu merken, und erfuhr, daß er Lafougeraie hieß.

Dies war eine wichtigere Spur, als sie anfangs zu sein schien, weil dieser Stallmeister in den Diensten einer vornehmen Dame stand. Lavienne aber, welcher die Tugend und den makellosen Charakter dieser vornehmen Dame kannte, mußte gleich bei den ersten Gliedern die Kette von leisen Muthmaßungen abbrechen, welche er jeder andern Frau gegenüber nicht verhehlt haben würde, vollständig fertig zu schmieden.

Diese Thatsache, welche er Cadenet berichtete, genügte jedoch für den jungen Mann, um seinem sich mit schönen Träumen beschäftigenden Geist zu schmeicheln, und er zog vor, aus dem Besuche des Stallmeisters zu schließen, daß seine Abwesenheit einigen Eindruck auf die schönste und liebenswürdigste Dame des Hofes gemacht habe.

Herr von Luynes bestärkte ihn in diesen Ideen. Er lieferte ihm dazu die verlockendsten Auslegungen. Er empfahl ihm, diesen Anfang von Interesse nicht zu vernachlässigen, sobald als Bernards Gesundheit oder vielmehr, sobald als seine eigenen Eingebungen ihm den zur Rückkehr in den Louvre günstigen Augenblick zeigen würden.

Mittlerweile forderte er ihn auf, mit der genauesten Sorgfalt alle, selbst die anscheinend unbedeutendsten Schritte zu überwachen, welche bei Lavienne gethan würden, um zu ihm, Cadenet, oder zu Bernard zu gelangen, und um das Register dieser Instructionen durch eine ernste Mahnung zu schließen, befahl Luynes seinem Bruder, wenn man ihn über seine Anwesenheit in Bordes befragte, niemals etwas Anderes zu antworten, als:

„Ich war schon vor dem Ereigniß abgereist und habe weder Etwas gesehen noch gehört.“

Alle diese Instructionen mußten jedoch den jungen Mann überzeugen, daß dieser Sache etwas Wichteres zum Grunde lag, als es auf den ersten Anblick schien, und daß Bernard mit mehr Nacht und Schweigen umgeben werden müsse, als je. Denn die Ereignisse gestalteten sich immer düsterer, und unter dem Vorwande der Mitschuld bei der Flucht des Herrn von Vendôme, ließ der Hof bei dem Parlament gegen Bourdet und die Seinen einen Proceß anhängig machen, dessen Ausgang den Zweck hatte, Bernard vollends in's Verderben zu stürzen.

Eines Abends, als der Arzt sich nach einem langen Besuche, den er der Betrachtung seines Patienten gewidmet, wieder entfernen wollte, fragte Cadenet, ob Bernard fortan immer in dieser Schlafsucht verharren würde.

„Was sein Leben betrifft," antwortete der Arzt, „so schwebt dieses nicht mehr in Gefahr. Die Krisis wird stattfinden, ohne etwas Anderes, als seinen Verstand zu gefährden. Die ganze Umwälzung concentrirt sich fortan auf das Gehirn. Wenn dieselbe rasch und mit Gewalt vor sich geht, so wird Euer Freund niemals wieder zur freien Vernunft erwachen. Sein Geist wird durch die erste Rückkehr seines Gedächtnisses gebrochen werden, weil dieses mit Erinnerungen beladen ist, die er nicht ertragen kann. Geschieht dagegen diese Umwälzung unter glücklichen Umständen, so findet dieses Erwachen vielleicht auf dieselbe Weise statt, wie ein einfaches physisches Erwachen. Daran aber zweifle ich. Es sind zu viele explosible Fluida hinter dieser schlafenden Maske eingeschlossen. Ueberwachet wohl den Funken, der alles dies entzünden wird."

Diese Vorhersagung hatte zwei Tage vor dem Souper stattgefunden, welches Lavienne gab, um seine Vermählung zu feiern. Seit jenem Augenblick hatte sich in dem Zustand

des Kranken nichts geändert. Cadenet, der trotz des genossenen vielen Weins bei vollem Verstande wieder in sein Zimmer trat, betrachtete Bernard in seinem Schlafe, ohne darauf mehr Aufmerksamkeit zu verwenden als gewöhnlich und ohne die Haltung des Körpers zu beachten, welche, sonst gewöhnlich starr und gerade, diesen Abend gekrümmt war, während zugleich der von einer krampfhaften Bewegung zitternde rechte Arm halb den Kopf bedeckte.

Cadenet, dessen Gedanken mit dem beschäftigt waren, was er so eben bei Lavienne gesehen, und der mit Unruhe an Sylvia's Anwesenheit dachte, die so vielen Verwickelungen eine neue hinzufügte, legte sich zeitig schlafen, ohne etwas zu bemerken; denn es drängte ihn, von dieser seltsamen Heirath zu träumen und zu schlafen, um den nächstfolgenden Tag den Kopf möglichst frei zu haben.

In der That glaubte er, daß er Bernard um jeden Preis aus diesem Hause würde entfernen müssen, weil dieser sonst früher oder später von Sylvia und Hugues erkannt, von diesen vielleicht denuncirt und von Lavienne, dessen Schwäche gegen die herrschende Macht sprichwörtlich war, ausgeliefert werden würde.

„Ich werde morgen früh an Luynes schreiben," sagte Cadenet bei sich selbst. „Er allein kann mir aus dieser Verlegenheit helfen und mir ein sicheres Asyl bezeichnen, wo mein armer Bernard in Frieden sterben kann."

Und durch diese Idee getröstet, löschte er, wie jeden Abend, seine Kerze aus und schlief ein. Vielleicht erschien ihm Sylvia's Bildniß weniger furchterregend in einem Traume, in welchem er sich schon schmeichelte, einen galanten Einfluß auf sie auszuüben, den er zum Vortheil für seinen unglücklichen Freund benutzen könnte.

Plötzlich ward er durch einen Schrei aufgeweckt. Er setzt sich in dem Bett in die Höhe und horcht. Nichts rührt sich in dem Zimmer. Eine lange Minute vergeht — er hört nichts. Gerade aber, als er im Begriff ist, wieder einzuschlafen, hört er Bernard sich bewegen und unverständlich murmeln und ächzen.

Er steht auf, kleidet sich schnell an, zündet die Kerze wieder an und mit bewegtem Herzen, wie es bei einem so unvermutheten Erwachen geschieht, wenn die Besorgnisse um so ungestümer sich wieder regen, als sie einen Augenblick lang vergessen gewesen sind, eilt er, Bernards Gesicht zu betrachten, und findet ihn zu seinem Schrecken aufgerichtet, bleich und verstört vor sich hinschauend, mit wie zum Gebet gefalteten Händen.

Die Starrheit des Blickes, das verworrene Haar, die kalte Blässe der Gesichtsfarbe, ein gewisses unheilverkündendes Schaudern, welches auf den Schultern des Kranken die feine Leinwand seines Hemdes erzittern läßt — alle diese Symptome der verkündeten Krisis trafen Cadenet in das Herz wie ein schmerzhafter Stich.

„Nun ist der verhängnißvolle Augenblick da," dachte er.

Der Schein des Lichtes bewog Bernards Augenlider nicht, sich wieder zu senken, und der Augenstern bewegte sich langsam — die einzige Spur von Leben in diesem starren Antlitz.

Cadenet fühlte, daß sein Freund ihn ansah und ihn ohne größere Mühe erkannte, als wenn er ihn am Abend vorher verlassen hätte.

„Cadenet," sagte Bernard endlich mit klarer, ruhiger Stimme, „was geht denn in dem Hause vor? Ich leide; es giebt hier etwas, was mich stört, was mich reizt."

„Ach, mein Gott," dachte Cadenet, „hat denn die Krankheit eine solche Empfindlichkeit, eine solche Schärfe der Wahrnehmung in ihm entwickelt, daß er Sylvia in diesem Hause erräth, wo seit einem Monat nichts eine ähnliche Wirkung auf ihn hervorgebracht hat?"

Der gute Cadenet hob, ohne es zu ahnen, einen Zipfel des Schleiers, welcher trotz der muthigen Studien so vieler Gelehrten das große Problem über die Allgegenwart der Seelen noch heute bedeckt. Auch er war nicht im Stande, es zu lösen, ja nicht einmal es zu ahnen.

„Mein armer Bernard," sagte er, gerührt durch den Ton dieser so lange stumm gewesenen Stimme, „erkläre ein wenig, was Dich so stört und reizt. Was für ein Ding ist es?"

„Es ist kein Ding, Freund," entgegnete der junge Mann, „es ist eine Kreatur."

„Da haben wir es!" dachte Cadenet, immer noch von dem Gedanken eingenommen, daß Sylvia's Anwesenheit in dem Zustande der Ahnung auf Bernards Nerven einwirken könne.

„Es ist eine Kreatur, welche geht, welche kommt und deren Züge ich nicht deutlich sehe. Ich sehe ihre Gestalt, welche vorübergleitet — Schatten im Schatten. Es ist jetzt Nacht, nicht wahr?"

„Ja, mein Freund — ungefähr eine halbe Stunde vor Mitternacht."

„Es stehen Bäume um diesen Schatten herum, der mich stört — es ist ein Garten da, glaube ich."

„Ach, armer Bernard," murmelte Cadenet; „er glaubt in Bordes zu sein. Das Gedächtniß kehrt zurück. Nimm ihn in Deinen Schutz, gütiger Gott!"

„Ein anderer Mann geht an der Seite des ersten. Dieser andere beunruhigt mich auch. Cadenet, sie kommen. Er kommt, der, welchen ich nicht leiden kann. Ich sage Dir, er kommt — er nähert sich.“

„Ich verstehe ihn nicht mehr. Der Verstand schwindet wieder,“ dachte Cadenet.

„Höre Freund,“ hob Bernard wieder an, „Du weißt nicht, gegen welche Idee ich in diesem Augenblick kämpfe — es ist eine seltsame, eine schreckliche Idee. So eben war es mein erster Instinkt. Ich habe einen Degen hier, nicht wahr? Wohlan, ich wollte aufstehen, um diesen Degen zu ergreifen. Ich hätte Lust, den Mann umzubringen, welcher in dem Garten gehet.“

Cadenet schloß den jungen Mann in seine Arme und lehnte seinen Kopf an sein Herz, wie um ihn gegen diese fürchterlichen Visionen zu vertheidigen.

Der Kopf des Kranken glühte und seine Adern pulsirten heftig in den Schläfen. Cadenet benetzte sie mit frischem Wasser und versuchte, diesen tödtlichen Schmerz zu betäuben.

Bernard aber blieb hartnäckig bei seiner Klage. Er wiederholte sie so oft, indem er auf den Schatten zeigte, welcher sich näherte und ihm unerträgliche Schmerzen bereitete, daß Cadenet, aus Nachgiebigkeit gegen die Phantasie des Kranken und zugleich auch von Neugier bewogen, an das Fenster trat, um hinauszusehen.

Es war dies der Augenblick, wo die Marschallin bei ihrem Fortgange mit Sylvia und Lavienne sprach, wo Siete-Iglesias und Concini ein wenig zurückbleibend die Neuvermählte betrachteten. So lange sie auf dieser Stelle standen, krümmte und wand Bernard sich in seinem Zorne und stieß verworrene Drohungen aus. Sobald sie sich jedoch entfernten, erschlafften

seine angespannten Muskeln ein wenig, der wilde Glanz des Auges erlosch, Ruhe lagerte sich wieder auf den abgespannten Zügen, der Mund schloß sich und schwieg.

Zugleich auch verlöschte das herabgebrannte Licht.

„Das ist seltsam," dachte Cadenet, „und ein sich mit dem Wunderdingen der Magie befassender Kopf würde sonderbare Schlüsse daraus ziehen. Doch, Bernard schläft wieder ein. Hüten wir uns wohl, ihn zu stören. Sein erstes Erwachen — Rettung oder Verderben — wird die Lösung herbeiführen."

Der Kranke verharrte in diesem Zustande bis zu Anbruch des Tages. Während dieser langen Prozession der Stunden, deren Zug vor den Augen der Schlaflosigkeit so langsam vorüber schleicht, hörte Cadenet, jeden Augenblick einschlummernd und jeden Augenblick wieder emporfahrend, nicht auf, Bernard zu überwachen, und der erste Strahl des Tages, der in das Zimmer fiel, fand ihn muthig auf einen Ellbogen gestützt, um den Ausdruck von Bernards Gesicht zu erhaschen und die Fortschritte des Uebels oder der Heilung zu bemessen.

Bernard hatte sich ebenfalls emporgerichtet und auf den Ellbogen gestemmt. Seine Augen begegneten denen Cadenets in dem durchsichtigen Dunst der Morgenröthe.

„Ich schlafe nicht, mein guter Cadenet," sagte er in sanftem, liebreichen Tone. „Ich bin vollkommen wach."

Cadenet warf außer sich vor Freude einen ersten Blick gen Himmel, um diesem zu danken, und umarmte den armen Schiffbrüchigen so zärtlich, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

Bernards Augen blieben durchbohrend und trocken.

„Ich habe," hob er wieder an, „seit einer Stunde viel gedacht. Ich habe mich gesammelt. Anfangs glaubte ich,

aus einem Traume zu erwachen, aber wenn ich dieses Zimmer betrachte, welches ich nicht kenne, diese Geräthschaften, deren noch unklare Form mir seltsam und ungewohnt erscheint, dann bemerke ich wohl, daß mein furchtbarer Traum nur eine Erinnerung ist."

Cadenet schwieg.

Bernards Blick bemaß die ganze Tragweite dieses Schweigens.

„Ich bin nicht in Bordes, ich bin auch nicht in den Fossés," setzte Bernard hinzu. „Wo bin ich?"

„In Paris, bei mir. In dem Hause Lavienne's, des Baders."

Bernard wartete einige Augenblicke, ehe er weiter sprach. Er suchte augenscheinlich seine Worte mit der stürmischen Fluth von Ideen in Einklang zu bringen, welche alle auf einmal in seinem Gehirn erwachten.

„Du liebst mich, Cadenet," hob er endlich wieder an, „und Du wirst mich in keiner der Erklärungen täuschen, welche ich Dir abverlangen werde, nicht wahr?"

Cadenets Gesicht gab ein Zögern zu erkennen, welches Bernard mit seinem wunderbaren Scharfblick sofort begriff.

„Ja," sagte er, „Du behältst Dir vor, die Sachen milder darzustellen, weil meine Kräfte dem Ernste dessen, was ich zu erfahren habe, nicht gewachsen sind. Wohlan, mildere nichts, ich bin stärker, als Du glaubst. Du wirst sehen. Es ist in mir eine seltsame Veränderung vorgegangen, die ich Dir nur sehr unzulänglich erklären würde, was ich daher auch gar nicht versuchen will. Wisse blos, daß ich früher in mir nichts fühlte, als Liebe und Zuneigung zu dem Menschengeschlecht, während ich jetzt in meinem Herzen nichts mehr zu tragen scheine, als eine zusammengeringelte Schlange,

welche bereit ist, auf, ich weiß nicht, welche Beute loszustürzen. Und das giebt viel Kraft, wenn man statt eines Herzens eine Schlange in der Brust trägt!"

Cadenet betrachtete ihn mit unruhigem Blick. Bernard streckte die Hand aus und wollte lächeln, um seinen Freund zu beruhigen, aber das Lächeln erstarb noch unterwegs.

„Seit wann bin ich hier?"

„Seit dreiunddreißig Tagen."

„Ich war niedergestürzt — dort am Ufer des Flusses — hast Du mich aufgehoben?"

„Ja."

„Und hierher gebracht?"

„Ja."

„Warum hast Du mich nicht in Bordes gelassen? Doch ich errathe. Du fürchtest für mich den Anblick aller jener Greuel."

Der arme Cadenet schwieg.

„Mein Vater ist todt, nicht wahr?" hob Bernard in ruhig kaltem Tone wieder an. „Gut! Und Marcelle auch? Diese Beiden habe ich in meine Arme geschlossen und ihren Namen gerufen, aber die andern —"

„Von wem willst Du sprechen?" fragte Cadenet zitternd.

Bernard machte eine Bewegung, um einen Rest von begieriger Hoffnung zu verbergen, deren Funke noch in seinem Augen zitterte. Keuchend und bei jedem Worte ein Schluchzen unterdrückend, sagte er:

„Ich will von Aubin sprechen. Ich habe seine Leiche nicht gesehen. — Es wäre möglich, daß Gott ihn mir erhalten hätte. Doch nein, ich sehe, daß es nicht der Fall ist — nicht einmal diesen!"

Er senkte den Kopf so tief, daß man von ihm nichts weiter sah, als das krampfhafte Arbeiten seiner Brust.

Nach einigen Minuten richtete er sich wieder auf. Seine Augen waren roth, seine Wangen aber marmorbleich und seine Stirn mit Schweiß bedeckt.

„Cadenet," sagte er, „hat man die arme Frau wiedergefunden?"

„Welche Frau, mein Freund?" fragte Cadenet mit rührender Theilnahme.

„Es ist wahr, Du weißt ja davon nichts. Es war nämlich an jenem Tage in Bordes bei meinem Vater eine Frau versteckt, eine sehr schöne, liebenswürdige Frau, welche ich liebte."

„Was sagst Du?"

„Ich hatte ihr geschworen, zu schweigen. Aber nun hat der Tod unser Geheimniß in seine Obhut genommen."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Erlaube, daß ich für heute hierbei stehen bleibe. Die Kräfte eines Menschen haben ihre Grenzen. Später, wenn ich mich mehr erholt haben werde, sollst Du Alles erfahren. Ich fragte Dich blos, um zu hören, ob man meinen kleinen Bruder und jene arme Frau entdeckt hätte, sei es in dem Hause, sei es — sei es in dem Flusse."

„Nein," murmelte Cadenet, wie zermalmt durch diese Unterredung, deren Lakonismus wir uns wohl hüten werden zu mildern.

„Wohlan," entgegnete Bernard, indem er eine energische, aber keinen Zorn verrathende Geberde machte, „jetzt, wo ich wieder zur Besinnung zurückgekehrt bin, erzeige mir die Freundschaft, mich nach Bordes, nach Hause zu begleiten. Dort ist jetzt mein Haus; ich werde mich dort wohler befinden, als hier. Ich werde die angebeteten Freunde, die ich verloren, auf

gebührende Weise bestatten lassen. Dort werde ich weinen, mein Freund, während ich hier ersticke und sterbe."

„Sei still, Bernard," sagte Cadenet muthig, denn er, der diese edle Seele kannte, wußte wohl, daß der grausamste Augenblick der Enthüllungen vorüber war.

„Du kannst nicht mit mir kommen, nicht wahr nicht?" unterbrach ihn Bernard. „Du hast ohne dies schon so viel Zeit mit mir verloren. Dann werde ich allein gehen."

„Weder ich noch Du werden nach Bordes gehen, mein Freund. Erstens existirt das Schloß nicht mehr."

„Das ist wahr — die Feuersbrunst — ich erinnere mich. Doch gleichviel, es werden noch Trümmer dasein! Der Platz ist noch da!"

„Du wirst aber nicht dorthin gehen, sage ich Dir. In diesem Augenblick gehört selbst der Platz, auf welchem Dein Haus stand, Dir nicht mehr."

Bernard sah seinen Freund überrascht an.

„Es ist," fuhr Cadenet fort, „ein Urtheil gefällt worden, welches Deine Familie und auch Dich selbst des Hochverraths schuldig erklärt."

„Mich! — sie! — die armen Freunde!"

„Ein Urtheil, welches die Confiskation Deines Vermögens ausspricht und Dein Leben bedroht, wenn Du zum Vorschein kommst."

„Ha! darauf kommt mir nun nicht viel mehr an," rief Bernard mit einem furchtbaren Ausbruch, als ob alle seit dem Beginne dieses Sturmes aufgethürmten Donnerwolken sich entlüden. „Ich habe noch eine Stimme," setzte er hinzu, „und ich werde sie hören lassen. Ich habe noch Freunde, und werde sie zu Hülfe rufen."

„Unglücklicher — ich bitte Dich!"

„Unterstütze mich ein wenig, damit ich mich ankleide.“

„Du willst fort? Das werde ich nicht zugeben!“ rief Cadenet, indem er ihm den Weg vertrat.

„Wirst Du mich auch verhindern, zum Fenster hinauszuspringen?“ sagte Bernard kalt, „oder mir einen Degen durch's Herz zu stoßen? Nein. Wohlan, erinnere Dich, daß wenn ich weder das Eine noch das Andere thue, der Grund davon darin liegt, daß ich noch eine Pflicht auf Erden zu erfüllen zu haben glaube. Bist Du mein Feind, so tödte mich, bist Du mein Freund, so hilf mir, oder schließe die Augen.“

„Aber wo willst Du hin?“

„Vor allen Dingen zu dem ersten Präsidenten. Dann werden wir weiter sehen.“

Cadenet verschränkte die Arme, dachte nach, aber antwortete nicht.



Neunundzwanzigstes Capitel.

Das Vorspiel zum Kampfe.

Cadenet hatte Bernard in Bezug auf die Angelegenheit des Herrn von Vendôme nichts gesagt, was nicht wahr gewesen wäre, aber noch war er weit entfernt, ihm die ganze Wahrheit gesagt zu haben.

Die Flucht des jungen Prinzen war gelungen. Herr von Vendôme war in Sicherheit in seinem Gouvernement Betragne, wo er, gut vertheidigt und unterstützt, alle bewaffneten Meinungen unter mehr oder weniger patriotischen Vorwänden sich um ihn gegen die Intriganten und die Fremdlinge scharen sah, welche den König unter Vormundschaft hielten und an Frankreichs Lebensmark sogen.

Die Aufregung war groß an dem Hofe Maria's von Medicis. In dem Staatsrathe wurden nur extreme Maßregeln beschlossen.

Das aus Dummköpfen und Feiglingen zusammengesetzte Ministerium wollte, daß man Unterhandlungen anknüpfe, um den Herrn von Vendôme mit der Königin Maria wieder auszusöhnen.

Die Fremdlinge, wie Concini, Siete-Iglesias und Espernon — Letzterer war, obschon geborner Franzose, eigentlich doch ein Fremdling in Frankreich — hatten so viel Interesse daran, daß Herr von Vendôme niemals zu dem jungen König gelangte und ihm über seine angebliche Regierung die Wahrheit mittheilte, daß sie Maria von Medicis riethen, eine Armee auszurüsten, um damit nach der Bretragne zu marschiren und dort die neue Partei mit ihrem Anführer auszurotten.

Diese Idee hatte viel Verlockendes für die Königin Mutter, welche in dieser Expedition ein Mittel sah, eine der für sie und ihre Nachkommenschaft furchtbarsten Konkurrenzen zu beseitigen, nämlich die des legitimirten Prinzen, welcher den Franzosen der liebste war; denn sie hatten nie aufgehört, diese rührende Erinnerung an Gabriele zu lieben.

Jene Rathgeber aber, welche bei allem diesen nicht ein einziges und alleiniges Ziel hatten, wollten damit anfangen, daß sie im Innern von Paris erst ihre eigenen Angelegenheiten besorgten. Verbündet, um Alles auszurotten, was noch von treuen Dienern und von erleuchteter Hingebung an die letzte Regierung übrig war, hatten sie ihre Aufgabe noch zu vollenden.

Nachdem sie den unglücklichen Bourdet in seinem Hause zu Bordes ermordet, um eine der Hoffnungen des Präsidenten — die, welche sie für die letzte hielten — zu vernichten, mußten sie diese fluchwürdige That noch mit dem Schleier der Gesetzmäßigkeit verdecken. Bourdets Verbrechen, den man der Mitschuld an der Flucht des Herzogs von Vendôme anklagte, war demgemäß dem Parlament zur Entscheidung überwiesen worden. Die Leute des Königs verlangten, daß der Tod dieses Verräthers und seiner Anhänger durch ein Urtheil gerechtfertigt würde. Das Todesurtheil hatte in einem solchen

Falle Verlust des Adels und Confiscation des Vermögens zum Nutzen der Krone zufolge, welche sich das Recht vorbehielt, darüber zu verfügen.

Der von dem Siegelbewahrer, einer Kreatur der Königin Mutter, eifrig betriebene, von dem Marschall von Ancre, von Espernon und Siete-Iglesias unterstützte und von den geheimen Einflüssen der Marquise von Verneuil geleitete Prozeß war seiner Entwickelung nahe.

Ein großer Theil der Räthe war bearbeitet. Die einen gaben, ohne den eigentlichen Zweck der Italiener und des Spaniers zu kennen, einer gewissen, aus dem Schein hervorgegangenen Ueberzeugung, nach und die andere Partei war verkauft und gehorchten.

Eine kleine Anzahl weigerte sich hartnäckig. Es waren dies die ehrlichen Leute, die wackeren Herzen, diese heilige Reserve, das Augenmerk der ganzen Nation und welche, ihrem Mandate treu, Frankreich unter schwierigen Umständen stets zu retten gewußt hat. Nur warteten diese noch auf einen Anführer. Er ließ nicht lange auf sich warten.

Am Tage nach dem, wo Leonora mit ihrem Gatten, mit der Königin, mit dem Leben, aber noch nicht ganz so vollständig mit Ludwig dem Dreizehnten wieder ausgesöhnt, wieder in die Tuilerien eingezogen war, erhielt Luynes von Cadenet ein Billet, welches blos eine Zeile enthielt. Diese lautete:

„Bernard ist wieder von dem Tode erstanden. Er geht aus, um dem Präsidenten einen Besuch zu machen."

Der König hatte so eben Luynes gerufen, um ihn zu fragen, was während der Nacht zwischen Leonora und der Königin Mutter geschehen sei. Auf diese Weise erfuhr er die Rückkehr der Florentinerin und den allgemeinen Frieden

und diese neue Drohung gegen ihn selbst, den man also in seinem eigenen Hause Trotz zu bieten gedachte.

Um sich von der Nähe der Italienerin zu befreien, hatte er daher schon seine Falken zu einer Jagd in den sumpfigen Niederungen von Meudon befohlen, als Dona Estefana wie zufällig über die Terrasse schritt, Luynes ein Zeichen gab und sodann verschwand.

Der Falkner verließ den König, wie um seine Befehle auszuführen, ging aber in der That die Treppe hinauf, welche zu der jungen Königin führte. Hier auf dem leeren Vorplatze zu einer nur so weit geöffneten Thür heraus, daß man blos die Spitze von zwei weißen sammetartigen Fingern sah, schlug ein kaum bemerkbarer Hauch an das Ohr des Günstlings.

„Verzögert,“ sagte diese Stimme, „den Aufbruch Seiner Majestät zur Jagd so lange als möglich.“

Luynes ging, als ob er weder Etwas gesehen noch gehört hätte, vorbei und lenkte seine Schritte nach den Vogelhäusern.

Mittlerweile schlich sich Ludwig, fertig gestiefelt, die Peitsche in der Hand, an das Wetter denkend, welches sein würde, und eifrig bedacht, sich bis zu seinem Aufbruch zu verstecken, um weder von Jemandem gegrüßt noch aufgehalten zu werden, in den Garten und suchte sich darin zu verlieren.

Die Zeit verging. Die Ungeduld bemächtigte sich des jungen Fürsten, der sich über die Langsamkeit seines Falkners wunderte. Der mit so besorgtem Blicke zu Rathe gezogene Himmel antwortete durch ein verheißungsvolles Lächeln. Die von langen durchsichtigen Perlmutterstreifen durchschnittene Sonne trat abwechselnd aus ihren Schleiern heraus und versteckte sich wieder kokett hinter denselben, wie um durch ihre Verfinsterungen den Reiz dieses letzten Herbsttages zu verdoppeln.

Ganz gewiß war der Augenblick günstig, und jeder Jäger hätte denselben schon benutzen sollen. Die Ungeduld des Königs ging daher in Zorn über, als er sich in dem Garten beinahe vergessen sah.

Luynes kam nicht wieder.

Schon schickte Ludwig sich an, wieder in seine Zimmer hinaufzugehen, um sich nach der Ursache dieser unerklärlichen Verzögerung zu erkundigen, als die junge Königin von der kleinen Terrasse herabkam, auf welcher in ihren bronzenen Vasen die von dem ersten Reife mit Silber bestreuten Goldblumen funkelten.

„Ah, Sire!“ rief Anna von Oesterreich, indem sie mit anmuthigem Eifer ihre Schritte beschleunigte, „ich freue mich sehr, Euch noch im Louvre anzutreffen. Ich gestehe, daß ich nicht darauf rechnete.“

„Allerdings habe ich mich sehr verspätet, Madame,“ antwortete der junge Fürst; „aber Ihr werdet doch nicht glauben, daß ich auf die Jagd gegangen wäre, ohne Euch vorher einen guten Morgen gewünscht zu haben.“

„Ich weiß, wie gütig Eure Majestät gegen mich ist; da ich jedoch hatte sagen hören, Ihr wäret schon fort —“

„Ich sollte auch schon fort sein — aber Ihr wißt ja — Ich brauche hier blos einen Befehl zu ertheilen, wenn ich will, daß mir Niemand gehorche.“

„Alle Welt,“ entgegnete die Königin nachlässig, „ist in diesem Augenblick ein wenig beschäftigt.“

„Womit denn, wenn ich fragen darf?“

„Nun, mit der Rückkehr der Frau von Ancre, Sire. Es ist dies wohl ein Ereigniß, welches die Aufmerksamkeit von allem Andern ablenken kann.“

Ludwig sah die Königin an, um ihren eigentlichen Gedanken zu errathen, aber nur die naivste Sanftmuth sprach aus diesen ruhigen Zügen. Er hob wieder an:

„Sollte denn Luynes sich so sehr mit der Frau von Ancre beschäftigen, daß er meinen eigenen Dienst darüber vergäße?"

„O, Herr von Luynes ist nicht Schuld, Sire; denn ich sah ihn von meinen Fenstern aus geschäftig umherlaufen und den Dienst der Abwesenden selbst verrichten. Deshalb und weil ich ihn so eben noch an den Vogelhäusern sah, wunderte ich mich eben über die Antwort, die ich an der großen Treppe hörte, nämlich, daß Eure Majestät schon fort sei."

„Diese Antwort gab man? — Wer gab sie denn?"

„Euer Gardecapitän."

„Thémines?"

„Ich glaube ja."

„Das ist sonderbar. In welcher Absicht denn?"

„O Sire, einzig und allein in der Absicht, um Diejenigen, welche sich vorstellten, abzuhalten, bis zu Euch zu gelangen. Wahrscheinlich hatte er seine Instruction," setzte die Königin gleichgültig hinzu, indem sie anscheinend eifrig beschäftigt war, die lange weiße Feder glatt zu streichen, welche von dem Hute des Königs herabhing.

„Ich habe keinen Befehl dieser Art gegeben, Madame."

„Dann wird es die Königin Mutter gethan haben," entgegnete Anna von Oesterreich, immer noch in dem gleichgültigsten Tone. „Ich kann weiter nichts versichern, als daß ich Herrn von Thémines sagen hörte: „„Mein Herr, der König ist auf der Jagd — Ihr werdet ihn nicht sprechen.""

„Und zu wem, Madame, sagte er das? Wer verlangte mich denn zu sprechen?"

„Ich sah rothe und Hermelingewänder. Es war mir, als bemerkte ich Leute des Parlaments und unter denselben das graue Haupt des Herrn von Harlay.“

„Des ersten Präsidenten! und den hätte man wieder fortgeschickt!“

„Es schien ihm sehr viel daran gelegen zu sein, Euch zu sprechen, wie Estefana mir sagte; denn er stand an das Geländer gelehnt und drehte sich nicht herum.“

„Dieser Greis — wird auf diese Weise empfangen und so wieder fortgeschickt! Ein treuer Diener meines Vaters!“

„Ein großer Mann, Sire.“

„Nicht wahr, Madame?“

„Er wird sehr traurig wieder fortgegangen sein, denn seine Schritte sind selten und wichtig. Und das Schlimmste ist, daß er glauben wird, er sei auf Euren Befehl wieder fortgeschickt worden, Sire. Und in der That steht auch Herr von Themines in Eurem Dienste, und nicht in dem der Königin, Eurer Mutter.“

Der König senkte den Kopf und biß sich in seinen eben erst sprossenden Schnurrbart. Die Königin sah seine Augen nnter dem Schatten des breiten Hutes funkeln.

„Ich werde ihm durch Luynes sagen lassen, daß man gehandelt hat, ohne mich zu fragen,“ hob er nach einem schmerzlichen Schweigen wieder an, „und er wird mich entschuldigen.“

„Nein,“ rief die Königin, „verbergen wir lieber, und besonders vor unsern Freunden die Knechtschaft, in welche man uns Beide versetzt hat.“

Diese Gewandtheit, womit Anna von Oesterreich die Hälfte der Schande auf sich nahm, verschaffte ihrem Rathe Gewicht, und der König verbündete sich um so lieber mit der Genossin, die ihn auf so zarte Weise zu behandeln wußte.

„Gebt mir einen guten Rath,“ sagte er.

„Es wäre vielleicht ein unkluger Rath,“ entgegnete Anna, „der Rath eines jungen stolzen Kopfes, den Ihr mit Recht verwerfen würdet.“

„Zuweilen rathet der Stolz gut, Madame. Sprecht nur.“

„Wohlan, Sir, an Eurer Stelle würde ich plötzlich erscheinen und mich Herrn von Harlay zeigen.“

„O — das würde Aufsehen machen!“

„Mit nichten, Sire. Ihr thut, als ob Ihr nichts wüßtet. Ihr geht auf die Jagd, und deshalb ist es ganz natürlich, daß Ihr den Louvre verlasset. Gehet einfach hinaus und Ihr werdet den Abgesandten des Parlaments auf der Treppe begegnen.“

Ludwig drehte sein kleines seidenes Schnurrbärtchen und zögerte. Anna von Oesterreich ward von einem plötzlichen Husten befallen. In diesem Augenblick zeigte sich Luynes auf der Terrasse.

„Die Dienerschaft Eurer Majestät wartet,“ sagte er.

Der von Zweifeln und Unschlüssigkeit bestürmte König dachte nicht einmal daran, ihm über sein langes Ausbleiben Vorwürfe zu machen.

„Ihr sehet, Sire,“ sagte die Königin, „daß Ihr Eure Jagd abbestellen müßt, wenn Ihr Herrn von Harlay nicht begegnen wollt — es müßte denn seiu, daß Ihr Euch entschlösset, den Palast durch eine geheime Thür zu verlassen.“

Der König ward ein wenig bleich, sah die Königin mit gereizter Miene an und richtete den Kopf empor.

„Sind sie nicht vielleicht schon fort, Madame?“ fragte er mit einem letzten Rest von Unschlüssigkeit.

Anna von Oesterreich wendete sich nach dem Falkner.

„Wißt Ihr vielleicht, Herr von Luynes,“ fragte sie, „ob das Parlament noch an der Thür des großen Kabinets stehet?“

„Ja wohl, immer noch, Madame; man versichert, der erste Präsident habe erklärt, er werde warten bis man ihn bei dem König vorlasse, selbst wenn der König erst nach Einbruch der Nacht zurückkehrte.“

Ludwig stieß mit der Faust die ihm gegenüber befindliche Thür auf, eilte mit drei Schritten durch das kleine Vorzimmer zur großen Treppe und verschwand so rasch, daß die Königin und Luynes kaum Zeit hatten, ein triumphirendes Lächeln auszutauschen. Der Falkner folgte seinem Herrn.

Mittlerweile standen, wie Anna von Oesterreich gemeldet, die Parlamentsräthe in Begleitung ihres ersten Präsidenten an der Thür des Kabinets des Königs und sprachen mit dem Capitän der Garden, welcher durch ihre Hartnäckigkeit in große Verlegenheit gesetzt, während er zugleich, um sie zu entfernen, kein anderes Mittel als das der Ueberredung anzubringen wagte, so eben einen seiner Lieutenants an die Königin Mutter abgesendet hatte, um sie von dem Vorfall zu unterrichten und ihre Befehle einzuholen.

Herr von Harlay betrachtete, ruhig wie gewöhnlich, mit seinen großen trüben Augen diese Masse von Edelleuten und Offizieren, welche der Respekt und das Bewußtsein ihrer falschen Stellung bewog, sich stumm und unbedeckten Hauptes entfernt zu halten.

Herr von Thémines, derselbe, welcher den Prinzen von Condé zu verhaften gewagt, fühlte sein Herz in Gegenwart des erhabenen Greises schlagen und betheuerte seinen Wunsch, ihn zu befriedigen, während er zugleich darauf beharrte, ihn überreden zu wollen, daß er ihn nicht zwingen möge, seine Instruction zu übertreten.

„Das ist eine Instruction, welche der König zurücknehmen wird, mein Herr,“ entgegnete der Präsident, „Seine Majestät ist auf der Jagd, sagt Ihr? Wohlan, ich habe meinen Palastvogt nach Meudon geschickt, um ihm zu melden, daß ich hier seine Audienz erwarte. Und ich wage zu glauben, daß der König geruhen wird, ein wenig eher zurück zu kehren, um nicht allzulange einen Greis, seinen treuen Diener, warten zu lassen, der nicht mehr viele Stunden auf der Erde zu verlieren hat.“

Der Lieutenant kam zurück und sagte leise zu Herrn von Thémines, dessen Stirn sich sichtlich umwölkte:

„Die Königin will, daß das Parlament sich entferne. Man kann den König nicht sprechen.“

Thémines trat hierauf den Präsidenten und den Parlamentsräthen um einen Schritt näher.

„Es ist unmöglich, daß Ihr hier bleibet, meine Herren,“ sagte er. „Der Gebrauch gestattet es nicht. Niemand hat das Recht, mit Gewalt in dem Vorzimmer des Königs zu verweilen.“

Er hatte noch nicht ausgeredet, als die Thür des Kabinets sich öffnete und der König in zitternder Aufregung mit der einen Hand auf dem Degengefäß heraustrat.

Die Parlamentsräthe machten eine Geberde der Ueberraschung, und die Edelleute traten auf die Seite.

Herr von Harlay allein blieb mitten in der allgemeinen Aufregung vollkommen kaltblütig.

„Mein Herr Präsident,“ sagte Ludwig, indem er sich mit einem gewissen Grade von jugendlichem Respekt näherte, „man sagt mir, daß Ihr eine Audienz begehret. Ich bitte Euch, einzutreten.“

Herr von Thémines verneigte sich und gab die Partie

auf. Nur die diensthabenden Offiziere blieben auf der Treppe.

Die Räthe und ihr Präsident traten bei dem König ein. Die Thüren schlossen sich hinter ihnen.

Auf dem Antlitz des Herrn von Harlay war weder Freude über den Erfolg, noch Erinnerung an die erfahrene Zurücksetzung zu lesen. Ernst und gedankenvoll schien der Greis sich zu sammeln, um Das, was er zu sagen hatte, besser zu sagen, dies war alles.

In dem Augenblick aber, wo er den Mund aufthat, um seine Anrede zu beginnen, öffnete sich die Thür, und herein trat die Königin Mutter, gefolgt von dem Marschall von Ancre, dem Herzog von Espernon und dem Grafen von Siete-Iglesias. Alle suchten durch die tiefsten Verbeugungen die Insolenz dieses Eindringens zu bemänteln.

Der König begann zu zittern, sicherlich vor Zorn, und ließ die Augen umherschweifen, um eine Stütze zu suchen. Die kleine Königin, welche, ohne daß man sie bemerkt hatte, ebenfalls zu ihrer Thür eingetreten war, saß auf einem Platze in dem Winkel des Kamins. Niemand hatte an sie gedacht. Es war zu spät, um sie zu begrüßen, denn der König und die Königin Mutter nahmen die Mitte des Gemachs ein und versperrten sowohl den Einen als den Andern den Weg.

Maria von Medicis, die, noch ehe sie ein Wort sprach, roth vor Wuth ward, schien entschlossen zu sein, einen Eclat herbeizuführen. Der Präsident ließ sie beginnen. Er trat vor ihr zurück.

„Ich,“ sagte die Königin Mutter, das Schweigen brechend, „ich hätte dem Herrn Präsidenten sagen lassen, daß der König ihn nicht empfangen würde. Nicht als ob ich mir erlaubte, dem König vorzuschreiben, was er selbst zu thun weiß, sondern

um ihm einen zudringlichen Besuch und Euch, Ihr Herren des Parlaments, einen nutzlosen Schritt zu ersparen."

Bei diesen Worten, deren Heftigkeit sie in Verbindung mit der abscheulichen italienischen Aussprache Mariens fast unverständlich machte, verzog der Präsident keine Miene. Der König nahm Position und sagte nicht ohne Würde:

„Vor allen Dingen, um was handelt es sich. Sprecht, Madame, ich bitte Euch."

Wüthend, sich auf diese Weise auf die Rolle einer Vertheidigerin beschränkt zu sehen, antwortete die Königin Mutter in noch heftigerem Tone:

„Sie mögen selbst sprechen, ich werde antworten."

„Gut," entgegnete Ludwig. „Herr Präsident, Ihr habt das Wort."

„Sire," sagte der Greis, „nichts kann einfacher sein. Vor einem Monat ist ein Mann, welcher im Verdacht stand, dem Herrn von Vendôme bei seiner Flucht behülflich gewesen zu sein, in seinem eigenen Hause nebst seinem Sohne und einem seiner Diener ermordet worden. Seine Mörder stützen sich auf Euren Namen, nennen sich Eure Leute und verlangen vom Parlament, es solle erklären, daß dieser Mord ein gesetzlicher sei. Ueberdies verlangen sie auch die Confiscation des Vermögens des Todten.

Dann drehte er sich ohne Concini, noch die beiden Andern anzusehen, nach der Königin Mutter herum.

„Das ist die Thatsache," sagte er.

Keiner von denen, welche er direct oder indirect interpellirte, antwortete.

„Sind es denn wirklich meine Leute, die dies gethan haben?" fragte Ludwig.

„Eure Majestät geht gerade auf die Frage los," sagte

der Greis mit einer Kaltblütigkeit, welche mehr als ein Herz um die Königin Mutter herum schneller schlagen machte. „Sind es auch wirklich die Leute des Königs, welche einen schon bejahrten Mann, einen zwölfjährigen Knaben und seine Wärterin erwürgt haben? Ich für meine Person leugne es.“

„Vielleicht haben sie sich vertheidigt,“ sagte die Königin Mutter.

„Ich wünsche, daß man es beweise,“ entgegnete Herr von Harlay.

„Ist dies nicht durch das Protokoll geschehen?“ fragte der Herzog von Espernon.

„Wer hat denn dieses abgefaßt? Die Mörder!“ sagte der Präsident.

„In der That, Ihr scheint den Leuten Sr. Majestät den Prozeß machen zu wollen,“ unterbrach der Marschall von Ancre.

„Ich mache ihn aller Welt, mein Herr,“ entgegnete der Greis! „Dies ist mein Amt. Deshalb haben mich die Könige auf ihre Lilien gesetzt. Und wenn ich einen Prozeß mache, so erkundige ich mich, ich discutire und spreche dann das aus, was mein Gewissen mir eingegeben hat.“

„Und was giebt es Euch denn heute ein, Euer Gewissen?“ rief die Königin Mutter keck.

„Daß der in seinem Hause mit den Seinigen ermordete Sieur von Bourdet ohne Recht, ohne Ursache, oder vielmehr um einer Sache willen ermordet worden, welche mit der Flucht des Herrn von Vendôme durchaus nichts zu schaffen hat!“

Der Herzog von Espernon näherte sich vor Wuth zitternd dem König und sagte zu ihm:

„Sire, scheint dieses Wort „ermordet," auf Soldaten oder Offiziere Eurer Armeen angewendet, Euch nicht eine Beleidigung zu sein?"

„Ich habe," hob Herr von Harlay wieder an, „nicht gesagt, daß Soldaten oder Offiziere des Königs dabei gewesen seien."

„Hier ist die Vollmacht, mit welcher sie abgesendet worden sind," sagte Siete-Iglesias, indem er einen in bester Form ausgefertigten Befehl zum Vorschein brachte, welchen der König ergriff und aufmerksam durchlas.

„Allerdings das ist der Befehl," murmelte er. „Kennt Ihr ihn nicht, Herr Präsident!"

„Ich habe ihn in den Acten gesehen, Sire; was ich aber noch nicht darin gesehen und was mir noch Niemand hat zeigen können, ist der Name des Anführers dieser Expedition."

„Es sind die Herren von Durnin und von Horcherie gewesen," sagte der Spanier. „Das steht geschrieben."

„Hier aber steht ihre unterschriebene und protokollirte Ableugnung," entgegnete der Präsident. „Ihre Namen haben vielleicht auf dem Befehle figurirt, aber ihre Person hat dem Meuchelmorde nicht beigewohnt."

Bei diesem neuen Worte fuhr die Königin Mutter auf.

„Ihr mißbraucht die Geduld des Königs, Herr Präsident," sagte sie.

„Das wird mir der König selbst bemerklich machen, Madame," sagte der Präsident. „Ich fahre fort. Die Soldaten, da man einmal behauptet, es seien Soldaten gewesen, versichern im Gegentheile einmüthig, von einem Mann mit geschlossenem Visir commandirt worden zu sein, den sie alle für einen ihrer Offiziere gehalten und der, wenn er die Ermordung des Knaben und der Wärterin befohlen, den Mord des

Familienvaters selbst vollführt hat, da er mit diesem Unglücklichen bis zu dessen Tode allein eingeschlossen gewesen ist. Es waren dreißig Mann. Ich habe sie alle selbst verhört und sie haben alle dasselbe geantwortet. Hier sind ihre Aussagen und ihre Kreuze oder Unterschriften. Also, meine Herren, wer war der Mann mit geschlossenem Visir, der Anführer, welcher auf diese Weise im Namen des Königs gehandelt hat? Nennt ihn, stellt mir ihn, gleichviel wer er sei, wenn Ihr wollt, daß ich eine andere Meinung annehme und den Mord für gesetzlich erkläre."

Bei diesen Worten einer so erhabenen und so energischen Dialektik, vor diesem leuchtenden Strahl, welcher bis in die schwärzesten Abgründe des Geheimnisses drang, erbleichten selbst die Verwegensten und schienen durch ihre Blicke einander zu befragen.

„Man hätte ganz einfach erklären sollen, Herr v. Bourdet sei das Opfer eines Ueberfalls von Räubern geworden," fuhr der Greis in phlegmatischem Tone fort, „dann hätte das Parlament die Sache ohne Geräusch instruirt und Alles wäre heute zur allgemeinen Zufriedenheit beendet. Aber man ruft den Namen des Königs an, man verlangt ein Urtheil, welches das Schlachtopfer noch entehrt, man will die unglücklichen Trümmer seiner Familie in's Verderben stürzen! Das ist ernst! und hier bedenkt sich der Richter, ehe er den Namen Sr. Majestät durch eine solche Intrigue compromittirt."

Der Marschall sprach leise mit der Königin.

„Dieses angebliche Schlachtopfer," rief die Königin, „ist ein Verräther, welcher dem Herrn von Vendôme ein Asyl gewährte. Dies ist bewiesen."

„Vollkommen bewiesen," sagte Herr von Espernon.

„Man beweise wenigstens das Gegentheil," setzte der

Spanier hinzu, dessen Fingernägel während dieses Auftrittes einen seiner Handschuhe durchlöcherten.

„Eben in dieser Absicht bin ich hierher gekommen," antwortete mit absichtlicher Langsamkeit der ernste Beamte.

„Ich bringe dem König einen Brief von Herrn von Vendôme. Derselbe ist mir unverlangt zugesendet worden. Dieses Zeugniß wird die ganze Sache aufklären."

„Zu Gunsten jenes elenden Verräthers," sagte der Marschall unruhig über das Erscheinen eines so wichtigen Documents. „Ihr seid sein Freund. Man weiß es."

„Ich war es," entgegnete der Greis in traurigem Tone, „dies ist aber für mich ein Grund mehr, um die Wahrheit zu ermitteln."

Der König las laut den folgenden Brief:

„Ich erfahre, mein Herr Präsident, daß man einen armen Mann umgebracht hat, welchen man beschuldigt, mir bei meiner Flucht behülflich gewesen zu sein. Niemals aber habe ich diesen Unglücklichen gekannt; niemals habe ich einen Fuß in sein Haus gesetzt. Ich betheure seine Unschuld vor Gott und vor dem König. Sein Tod ist ein muthwilliger und schimpflicher Meuchelmord.

Unterzeichnet: Cäsar von Vendôme,
legitimirter Prinz von Frankreich."

„Schöne Bürgschaft eines Verschwörers für einen Verräther," rief Maria von Medicis ungestüm.

„Madame," entgegnete der Greis mit Nachdruck, „ich weiß nicht, ob der König diese Worte billigen wird, uns aber wird man gewiß nicht überreden, daß ein Sohn des Königs, daß ein Bruder unseres Hauses, daß ein Edelmann von diesem Range ein Lügner und ein Fälscher sein könne."

Ludwig richtete sich beinahe drohend in die Höhe.

„Und ich werde nicht dulden, daß man es wiederhole,“ sagte er in so strengem Tone, daß alle Anwesenden von dem Einfluß entgegengesetzter Gefühle durchdrungen wurden — die Einen fühlten sich gedemüthigt und mißtrauisch; die Andern ermuthigt und stolz.

„Ich glaube an das Wort meines Bruders,“ fuhr der König fort, „eben so, wie ich wünschte, daß er dem meinen glaube.“

„So daß,“ hob Herr von Harlay wieder an, nachdem er sich ehrerbietig verneigt, „wenn Herr von Vendôme die Wahrheit gesprochen hat, Bourdet nicht schuldig war und ungerechterweise den Tod erlitten hat. Das Parlament wird sich demnach enthalten, diese Ungerechtigkeit zu rechtfertigen oder die Confiscation auszusprechen, und alles dies ohne sich die Ungnade des Königs zuzuziehen, der von seinem treuen Parlament niemals besser bedient worden ist als heute.“

Siete-Iglesias sprach nun ebenfalls einige Worte leise zu der Königin.

„Und ich,“ unterbrach die Königin, deren Wuth fast an Wahnsinn grenzte, „ich sage, daß das Urtheil ratificirt und die Confiscation ausgesprochen werden wird. Ich sage, daß sie dies noch diese Stunde werden soll und zwar durch meine Leute, welche arbeiten, um mir zu gehorchen, während Ihr mir ungehorsam seid; denn ich habe meine Ueberzeugungen, und werde das Interesse des Staates nicht untergehen lassen, um das Andenken eines Elenden zu retten, welchen Thoren und Narren vertheidigen.“

„Es giebt keine Thoren auf der Welt als Die, welche die Langmuth Gottes versuchen,“ antwortete Herr von Harlay mit unheilverkündender Majestät. „Was die Narren betrifft, so muß man sie beklagen! Indessen ist es immer noch besser,